

Mainzer Perspektiven:
Wort des Bischofs 7

Peter Kohlgraf
UNTERWEGS
AUF AUGENHÖHE



Predigten

Bistum Mainz
Publikationen

Mainzer Perspektiven
Wort des Bischofs 7
hg. von Barbara Nichtweiß

Umschlag und Satz: Nichtweiß
Abbildung Umschlag Rückseite:
Bischof Kohlgraf bei einer Predigt 2018 in Dieburg
Foto: Tobias Blum, Pressestelle Bistum Mainz

ISSN 0947-6911
ISBN 978-3-934450-73-8

Zum Herunterladen unter:
bistummainz.de/bischof-kohlgraf-predigten

Publikationen Bistum Mainz
Vertrieb: Infoladen des Bistums Mainz
Heiliggrabgasse 8, 55116 Mainz
www.infoladen-bistum-mainz.de
T. 06131 253-888 F. 06131 253-845

© Bistum Mainz Publikationen 2019

Druck: Zeidler, Mainz-Kastel

Inhalt

Vorwort	5
Berufen zur Heiligkeit	
Die Zukunft der Kirche in der Heiligkeit ihrer Mitglieder	9
Die Segel aufhalten für den Geist	12
In die Lebensweise Jesu einsteigen	14
Christliche Überzeugungskraft	17
Glauben mit Konsequenzen	20
„Skandalöser Realismus“	23
Ein Mensch des Lichtes oder der Finsternis?	26
Wir sind Heilige – aus Gnade	30
Dem Herrn die Wege bereiten	
Ein Gott des Weges	35
Steh auf und iss!	39
Christus in der Kirche berühren	44
Kirche als Brunnen lebendigen Wassers	47
Kirche unterwegs auf Augenhöhe	
Mit Jesus zu Fuß gehen	53
Braucht die Welt noch eine Kirche?	56
Zwischen Relativismus und Fundamentalismus	59
Eine Kirche des Teilens	
Volk Gottes im priesterlichen Dienst	63
Eine Kirche des Teilens beginnt bei uns	67
Glaube und Hoffnung teilen	71
Freut euch und trinkt euch satt!	74



Liebe Leserinnen und Leser,

über ein Jahr bin ich jetzt Bischof von Mainz. In dem vor uns liegenden Jahr 2019 beginnen wir einen Weg der Erneuerung, den wir einen „pastoralen Weg“ nennen, einen Weg, der sich auch der Frage stellt, welchen Auftrag uns heute das Evangelium Jesu Christi mitgibt. Den Weg können wir nur dann gehen, wenn wir Ziele, innere Landkarten und vor allem eine geistliche Motivation haben, die uns begleiten.

In den ersten Monaten meines bischöflichen Dienstes habe ich in den unterschiedlichen Predigten manchen Einblick gegeben, worin ich Schwerpunkte und Themen sehe, die für uns als Kirche heute, im Bistum Mainz und auch im persönlichen Leben wichtig sein können. Die hier vorliegende Auswahl von Predigten gibt Ihnen einen Einblick in meine Anliegen und Sichtweisen. Ich würde mich freuen, wenn sie mit Hilfe dieser Veröffentlichung über den je aktuellen Anlass hinaus Inspiration und Ermutigung für unsere gemeinsame Zukunft im Glauben sein könnten.

Ihr

+ Peter Kohlgraf
Bischof von Mainz

Im Februar 2019

Berufen zur Heiligkeit

Die Zukunft der Kirche in der Heiligkeit ihrer Mitglieder

Predigt beim Pontifikalamt an Allerheiligen 2017
im Dom zu Mainz (1. November 2017)

„Gemeinsam Kirche sein“ – so heißt ein Text der deutschen Bischöfe aus dem Jahr 2015. Es geht um die Zukunft der Seelsorge, speziell auch um die Zukunft unserer Gemeinden. Das sind Themen, die viele gläubige Menschen beschäftigen, manchmal auch besorgt machen. Da hätte man von den Bischöfen vielleicht konkrete Arbeitshilfen erhofft. Was sollen wir tun, welche Methoden können wir anwenden, welche Strukturen sollen wir uns geben? Das sind Fragen, die auch mich als neuen Bischof in Mainz natürlich bewegen und die eher früher als später auf uns zukommen. Die Bischöfe geben uns jedoch keinen Methodenkatalog an die Hand. Sie erinnern vielmehr an die Quellen des Christseins, an das Wesen der Kirche. Es ist gut, dass wir hören, dass wir die Kirche nicht machen, dass wir die Kirche auch nicht retten müssen. Es ist die Kirche des Herrn, sein Besitz. Allein der Begriff „Kirche“ leitet sich aus dem griechischen „zum Herrn gehörig“ ab. Antworten auf die Fragen können wir nur finden, wenn wir neu beginnen, nach seinem Willen zu fragen. In manchen kontroversen Debatten dieser Tage scheint mir diese Frage nicht vorzukommen: Was will Er? Und nicht: Was finden wir gut? Das kann, muss aber nicht deckungsgleich sein. Vor dem Machen kommt das Hören, das Hinschauen, das Beten. Nur Antworten, die aus dem Gebet und einem lebendigen Glauben folgen, können für uns hilfreiche Antworten sein. Bevor wir also debattieren und planen, steht der Weg zu einer geistlichen, geisterfüllten Gemeinschaft.

Die Bischöfe gehen drei Schritte:

1. Die Berufung aller zur Heiligkeit

Schwierige, vielleicht oft nichtssagende Begriffe. Nur wenige Menschen bringen heute ihr Christsein mit den Stichworten Berufung und schon gar nicht mit Heiligkeit zusammen. Da beginnt das eigentliche Problem, das wir in der Kirche haben. Der Apostel Paulus beginnt seine Briefe mit dem Gruß an die auserwählten Heiligen. Damit meint er nicht, dass seine Christen besonders heldenhafte oder fromme Menschen seien, erst recht meint er keine religiösen Höchstleistungen. Heilige stehen bei uns oft im Verdacht des Abgehobenen, Weltfremden. Genau das

meint Heiligsein nicht. Heilige sind Menschen, die von Gott auserwählt sind, persönlich angesprochen, persönlich gerufen. Das betrifft jeden Getauften. Die Taufe ist der Beginn einer gemeinsamen Geschichte von Gott und Mensch. Durch unsere Taufpraxis ist das Bewusstsein weitgehend verloren gegangen. Kaum jemand erfährt die Taufe als Beginn einer persönlichen Freundschaft, einer Beziehung. Aber genau das ist sie. Wenn ich getauft werde, steht vor jedem Tun die persönliche Zusage Gottes: Ich liebe dich. Die Antwort auf den Ruf ist eine Lebensaufgabe. Berufen sind also nicht nur Priester und Ordensleute, sondern alle, die sich auf den Weg des Christseins begeben. Heilig sind nicht nur die Großen, die wir heute verehren; sie sind Fürsprecher und Weggefährten, sie ermutigen auf dem Weg der eigenen Nachfolge. Ich komme nicht daran vorbei, Gott in meinem Leben eine eigene Antwort auf seinen Ruf zu geben. Es ist nicht hilfreich, dass wir in der Kirche von „Laien“ sprechen, wenn wir die nichtgeweihten Gläubigen meinen. Getaufte sind nicht Laien im herkömmlichen Sinn, sondern können kompetente Experten des Glaubens und der Nachfolge sein, wenn sie sich denn darum bemühen und persönlich auf den Ruf antworten. Vor allen Unterschieden in der Kirche müssen wir diese Gemeinsamkeit neu entdecken: den Ruf aller Getauften in die Freundschaft mit Gott und der Auftrag an alle, seinen Willen zu leben.

2. Jesus heiligt uns

Es bewegt uns nur noch wenig, dass wir eine so große Nähe zu dem unendlichen Gott haben, dass er uns so nahe kommt wie in Jesus, seinem Sohn. Durch seine Nähe zu uns im Wort und in den Sakramenten werden wir heilig: Noch einmal gesagt: heilig durch ihn, nicht durch unsere Taten. Christliches Leben besteht nicht darin, viele Gebote zu befolgen, auch wenn diese eine Orientierung sein können. Christliche Heiligkeit besteht in der Nachfolge Jesu, indem wir uns an ihm orientieren. Die Gemeinschaft ist dazu eine Hilfe. Ohne Kirche kann ich nicht Christ sein, hier empfangen ich die Nahrung und Stärkung durch die Sakramente. Aber die Kirche kann mir meinen persönlichen Glaubensweg nicht abnehmen. Ich muss ihn selber gehen. Ich werde wohl nie ein zweiter Christus, aber ich kann ein wenig von dem, was mich an ihm fasziniert, in meine eigene Lebensgeschichte übersetzen. Hier gibt es dann auch keine Grenze mehr zwischen Kirche und Welt. Wir alle leben in der Welt, und müssen dort versuchen, unseren Weg der Nachfolge zu gehen.

3. Heiligkeit leben wir in Beziehungen

Der Bischof ist nicht heiliger als jeder und jede andere. Der Priester nicht und auch nicht die Ordensfrau oder der Ordensmann. Es gibt so viele

Berufungen und Wege zur Heiligkeit, wie es Menschen gibt. Wer sich diesem Lebensprogramm unterwirft, wird demütig, er bleibt Schüler. Zu leicht urteilen wir über den Glauben und das Leben anderer. Kirche entsteht nicht dort, wo jeder so werden will wie der oder die andere. Kirche entsteht dann, wenn die unterschiedlichen Menschen gemeinsam beginnen, ihre unterschiedlichen Berufungen zu leben und in die Gemeinschaft zu bringen. Betrachtet man den anderen Menschen als Kind Gottes, als Bruder oder Schwester, als Heiligen, verändert sich auch die Qualität menschlicher Beziehungen.

Wir müssen die Kirche nicht retten. Wir sind berufen, Heilige zu werden, Christus in Gemeinschaft nachzufolgen. Die Zukunft der Kirche liegt in der Heiligkeit ihrer Mitglieder. Allerheiligen beweist, dass dies nicht große Worte bleiben müssen. Ich merke deutlich, dass uns dies erst einmal bewegen muss, bevor wir Methoden und Pläne ersinnen. Es klingt schwierig, wie soll das alles gehen? Es ist wohl schwierig, aber billiger ist die Zukunft der Kirche nicht zu haben.

Die Segel aufhalten für den Geist

Predigt beim Pontifikalamt an Pfingsten
im Dom zu Mainz (20. Mai 2018)

Während meiner Tätigkeit als Schulpfarrer war ich mit einer Gruppe Jugendlicher auf dem Ijsselmeer segeln. Als Begleiter hatte ich viel Zeit, die Kraft des Windes zu erfahren. Bei Flaute tut sich nicht viel, wenn aber Wind aufkommt, drückt er auf die Segel mit vielen Tonnen Gewicht. Auch erfahrene Segler berichten von dem Respekt, den diese Naturgewalt ihnen immer wieder abringt. Das Schiff entwickelt dann ungeahnte Geschwindigkeit. Dabei weht der Wind, wann und wie er will. Die biblischen Aussagen über den Heiligen Geist schildern ihn genauso: ohne Geist Gottes herrscht Stillstand, aber wenn er weht, verändert er viel, bringt er Leben und Bewegung, macht Druck und Unruhe. Dabei ist eine solche Geisterfahrung nicht immer angenehm. Oft sind die Ruhe und die Gewöhnung scheinbar besser. Der frühchristliche Theologe Tertullian hat einmal gesagt: „Christus hat gesagt, ich bin die Wahrheit, nicht die Gewohnheit“. Wenn etwa ein Konzil in der Kirche eine Erfahrung des Geistes Gottes ist, dann bestätigt es nicht nur bisher Gewesenes. Bis heute etwa streiten verschiedene Gruppen in der Kirche über das letzte Konzil unserer Kirche: für die einen eine pfingstliche Stunde, weil es manche Bewegung brachte, für andere Ursache zahlreicher Übel.

Nicht jede Veränderung ist schon Wirkung des Geistes, aber jede Begegnung mit dem Geist verändert. Daher gilt es, etwa in der Kirche immer zu prüfen, was dem Willen Gottes entspricht. Das ist weder das Beharren auf dem Althergebrachten allein, noch automatisch das Neue. Nach jedem Konzil in der Kirchengeschichte lassen sich ähnliche Streitigkeiten nachweisen. Auch im Leben eines einzelnen Menschen kann es bewegende Geisterfahrungen geben. Unsere Pfingstlieder beschreiben solche Erfahrungen: Der Geist soll wärmen, was erkaltet ist, bewegen, was verhärtet ist. Keiner ist wohl von solchen Erstarrungen frei, jeder braucht immer wieder frischen Wind. Auch in meinem persönlichen Leben gilt: Nicht jede Veränderung ist Wirken des Geistes, aber jede Begegnung mit dem Heiligen Geist verändert. Wer immer nur Bestätigung seiner Gewohnheiten und Meinungen sucht, wird den Geist nie erfahren können.

Der Wind kann wehen, wie er will, wenn da nicht Segel sind, die sich nach ihm ausrichten, bleibt das Schiff stehen. Der Geist kann wehen,

wie er will, wenn der Mensch sich ihm nicht öffnen will, geschieht nichts. Wenn sich in unseren Gemeinden nichts mehr bewegen sollte, wenn wir kalt und hart werden, liegt es nicht am Geist Gottes. Der weht. Aber er findet kein Material, das er mit seiner Kraft gestalten kann. In den kleinen Städten am IJsselmeer stehen schöne alte Kirchen mitten im Zentrum. Was liegt näher, als sie zu besuchen und ein wenig Stille und Ruhe zu suchen? Wenn man durch das Hauptportal einer dieser Kirchen tritt, steht man mitten in einem Kaufhaus für Bekleidung, in der ersten Etage befindet sich die Babyabteilung. Dort sieht man noch die alten Kirchenfenster, vor denen mittlerweile aber Kinderkleidung steht. Eine weitere Kirche in der Nachbarschaft ist inzwischen eine Kneipe. Ehrlich gesagt, war ich tief erschüttert; auch unsere Jugendlichen, die dies gesehen haben, waren irritiert. In jeder dieser Städte stehen Kirchen leer bzw. sind mittlerweile Kinos, Gaststätten oder Warenhäuser. In einer Stadt ist die zentrale mittelalterliche Kirche von der Größe einer großen Stadtkirche Veranstaltungshalle, die eigentliche Stadtkirche an den Rand gerückt. Irgendwann gab es keine Menschen mehr, die diese Kirchen mit Glauben und Leben erfüllten.

Wir können nur beten, dass unsere Kirchen mit Leben gefüllt bleiben. Am Geist Gottes jedenfalls liegt es nicht, wenn kein Leben mehr wahrnehmbar ist, sondern es fehlen die Segel, auf die er treffen und durch die er etwas bewegen kann. Ein schöner Kirchenraum allein ist noch keine Überlebensgarantie. Es braucht die Menschen, die ihn mit Gebet erfüllen. Sie merken es einem Kirchenraum an, ob dort gebetet wird. Das aber ist die Aufgabe eines jeden Gläubigen: sozusagen die Segel aufzuhalten für den Geist, offen zu sein für seinen Willen, sich immer wieder neu einzustellen auf die Richtung, in die der Geist uns führen will. Ich bekomme Post von Menschen, die sich um die christliche Zukunft unseres Landes sorgen. Die Sorge teile ich, allerdings darf sich christliche Identität und Stärke nicht dadurch entfalten, dass sie andere schlecht macht, sondern indem glaubende Menschen sich dem Evangelium und seinem Wort öffnen und den Heiligen Geist wirken lassen. Christsein entfaltet sich nicht in der Opposition gegen Andersdenkende, sondern im überzeugten Leben und der christlichen Praxis.

In diesem Sinne feiern wir heute Pfingsten und beten intensiv und dringlich um den Heiligen Geist. Dass er wärmt, was erkaltet ist, und auflöst, was verhärtet ist, dass er neues Leben und neue Hoffnung schenkt. Jedem Einzelnen von uns, unseren Gemeinden, der ganzen Kirche und der Welt. Denn natürlich lässt sich der Geist nicht einschränken auf unsere Kirche. Er weht, wo er will. Überall will er verändern und bewegen. Möge er überall Menschen finden, die den Mut haben, loszufahren und sich von ihm bewegen zu lassen.

In die Lebensweise Jesu einsteigen

Predigt beim Pontifikalamt anlässlich des 150-jährigen Jubiläums der Kirche St. Peter und Paul in Klein-Auheim (21. Oktober 2018)

Man kann auf sehr verschiedene Weise sein Christsein leben. Alle diese Formen hat es in der 2000-jährigen Geschichte immer gegeben. Der größte Teil der Christen ist getauft, sie halten einen äußerlichen Kontakt zur Kirche, indem sie die Kirche finanziell unterstützen, und gegebenenfalls erwarten sie an wichtigen Stationen des Lebens eine kirchliche Begleitung: Sie lassen ihre Kinder taufen, bringen sie zum Fest der Erstkommunion, spenden sich im kirchlichen Rahmen das Sakrament der Ehe und lassen ihre Verwandten zu Grabe geleiten. Ansonsten schauen sie an Weihnachten und vielleicht noch an Ostern vorbei. Über ihren persönlichen Glauben sagt das nicht unbedingt viel aus, aber die Kirche kommt nur punktuell vor. Das hat es immer gegeben, das ist kein neues Phänomen. Andere besuchen die Gottesdienste an den Sonntagen, mehr oder weniger regelmäßig, sie brauchen diesen geistlichen Ruhepunkt. Nicht wenige engagieren sich in der Caritas, in der Hilfe für andere Menschen, empfinden aber die anderen kirchlichen Angebote als unattraktiv. Dann gibt es die Menschen, die in unseren Gemeinden und Verbänden, in der Caritas und in den vielen kirchlichen Angeboten engagiert sind, die das kirchliche Leben prägen und mitgestalten auf vielfältige Weise. Die jeweilige Nähe oder Distanz zur Kirche kann sich im Laufe eines Lebens verändern. Man kann sagen: zur Kirche gehören ziemlich normale Menschen, mit den alltäglichen Freuden, Sorgen, Fragen und Hoffnungen, die Menschen nun einmal haben. Wenn wir über die Kirche in unserer Gesellschaft sprechen, reden wir in den binnenkirchlichen Debatten oft über „uns“ und „die“ Menschen draußen, als gäbe es zwei Welten. Auch wir Christen sind Kinder dieser Welt, leben in dieser Gesellschaft, sind Teil dieser Gesellschaft. Und nun sagt uns das heutige Evangelium etwas über unseren Auftrag und über die Art und Weise, wie dieser Auftrag in dieser Welt zu leben ist. Das Evangelium ermutigt und ermahnt, es nicht beim „normalen“ Christsein zu belassen. Nachfolge Jesu ist im besten Falle ganzer Einsatz. Jesus wird gegenüber seinen Jüngern sehr konkret.

Ihr werdet den Kelch trinken, den ich trinke, und mit der Taufe getauft werden, mit der ich getauft werde.

Jesus erinnert an den kommenden gewaltsamen Tod am Kreuz. Wer Christ ist, lebt in einer Schicksalsgemeinschaft und Lebensgemeinschaft mit Jesus. Das muss man erst einmal verinnerlichen. Taufe ist keine unverbindliche Kindersegnung, sondern der und die Getaufte wird gerufen, so zu sein und zu leben, wie der Herr es vorgelebt hat: die Nähe zum Vater im Himmel, die Liebe zu den Menschen, die Vergebungsbereitschaft. Kann ein einzelner Mensch dies überhaupt?

Im Zusammenhang der Fluchtbewegung der letzten Jahre sind auch Menschen zu uns gekommen, die als Christen vor der Verfolgung geflohen sind. In ihren Heimatländern ist es für sie wegen ihres Glaubens lebensgefährlich geworden. Wir hören hier von ihnen sehr wenig. Aber weltweit leben viele wegen ihres Glaubens an Christus in der Situation der Unterdrückung und Verfolgung. Es ist wichtig, dass wir uns an ihr Schicksal erinnern. Denn zum einen können unsere Solidarität und unser Gebet ihnen Hoffnung geben, zum anderen reißt uns der Blick auf die Situation so vieler Menschen weltweit aus unserer Bequemlichkeit und Gewohnheit. Manchmal reicht es in der Nachfolge Jesu eben nicht mehr, „normal“ zu glauben, wie es die Mehrheit tut, sondern ich muss beginnen, Farbe zu bekennen. In der „Offenbarung des Johannes“ wirft Christus der Gemeinde in Laodizea vor, dass sie „weder kalt noch heiß“ sei (Offb 3,15). Ein lauwarmes Christsein begeistert niemanden, und es hilft im letzten auch dem nicht, der so lebt. Die vielen oben beschriebenen Formen des Christseins wird es immer geben. Ich bin aber davon überzeugt, dass wir uns in eine Zukunft der Kirche bewegen, in der es immer mehr davon abhängen wird, dass Menschen sich bewusst in der Nachfolge Jesu positionieren. Dass sie bewusst leben und bezeugen, wie es ist, von Christus fasziniert zu sein. Diese Faszination bezeugen sie nicht im Binnenraum der Kirche allein, sondern mitten in der Welt, in der sie leben: im Tun der Liebe am Menschen, im Verzeihen, im Einsatz für die Schwächsten der Gesellschaft und die Würde aller Menschen, im Gebet, im Gottesdienst und in vielem anderen, durch das der Glaube konkret werden kann. Frère Roger Schutz von Taizé hat es so formuliert: „Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast. Und wenn es noch so wenig ist. Aber lebe es.“ (zitiert aus „Gotteslob“ 451)

Ihr sollt der Sklave aller sein

Zu oft geht es uns um Macht. Tausende Beispiele könnten hier genannt werden. Die derzeit erschreckende Thematik sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche ist auch eine von Macht und Missbrauch von Macht. Der Münsteraner Bischof Felix Genn hat im Rahmen der Jugendsynode in

Rom auch die Gefahr geistlichen Machtmissbrauchs thematisiert, wenn in einer geistlichen Begleitung Menschen Lösungen und Meinungen übergestülpt werden, die nicht aus ihnen selbst kommen. In vielen heutigen und kommenden Diskussionen auf unserem zukünftigen Weg im Bistum Mainz wird es um Machtfragen gehen: Wer bekommt mehr Geld, wer hat mehr Einfluss, wer hat das Sagen? Kompetenzen müssen diskutiert werden, aber immer vor dem Hintergrund der kritischen Frage: Wem willst du eigentlich dienen? Machst du dich zum Sklaven für andere, oder willst du im Letzten über andere herrschen? Willst du, dass alle „nach deiner Pfeife tanzen“, oder willst du Menschen zu einem freien und erwachsenen Leben und Glauben verhelfen? Die Frage muss ich mir als Bischof auch immer wieder selbst stellen. Ich bekomme immer wieder Briefe, in denen Menschen über andere urteilen, oft über Menschen, die anders leben und glauben, als man selbst es für richtig hält. Ich als Bischof muss nicht alles gut finden, was Menschen machen. Oft wird mir dann geschrieben: Sagen Sie denen mal, was richtig ist. Der Ton, der oft vorherrscht, ist jedoch der der Belehrung und des Verurteilens. Wollen Menschen wirklich anderen nützen und dienen, oder anderen einfach nur die gefühlte Wahrheit wie einen nassen Lappen um die Ohren schlagen? Ich fürchte, letzteres. Das kann nicht der Stil des Evangeliums sein, egal in welcher Frage.

Fast jeder von uns hat Macht über einen oder mehrere andere Menschen. Diese Macht unter dem Gesichtspunkt des Dienens und der Verantwortung immer wieder kritisch zu befragen, ist der Auftrag des Evangeliums. Insofern können wir den Jüngern von damals dankbar sein, dass sie den Streit über die Bedeutung und Macht stellvertretend für uns führen, sich aber auch stellvertretend für uns alle zurechtweisen lassen. Die Logik dieser Welt, in der die Mächtigen um den eigenen Machterhalt besorgt sind, darf nie die bestimmende Logik der Jüngerinnen und Jünger Jesu sein.

Gebt das Leben hin

Viele Menschen tun dies auf bewegende Weise: die Pflege kranker Angehöriger, die Sorge um die Kinder, der ehrenamtliche Einsatz für andere. Jesus fragt uns, ob es jemanden oder etwas gibt, für das wir brennen und für das ich mich persönlich hingeebe. Vielleicht motiviert mich der Glaube, das zu tun, auf jeden Fall muss Liebe im Spiel sein. Sobald ich mich aus Liebe hingeebe, hört mein Christsein auf, lau zu sein, hört es auf, langweilig und nichtssagend zu sein. Liebe ich noch? Brenne ich noch? – Diesen Fragen kann ich heute nicht mehr ausweichen. Möge unser heutiger Festtag ein Anruf sein, sich auf diesen Weg Jesu neu einzulassen: in die Lebensform Jesu einzusteigen, sich zum Sklaven zu machen und sich hinzugeben in der Liebe zu anderen. Vielleicht lassen sich dann auch andere anstecken, den Weg des „Normalen“ zu verlassen.

Christliche Überzeugungskraft

Predigt beim Pontifikalamt anlässlich der Wallfahrt zu Ehren der heiligen Märtyrer Petrus und Marcellinus in Seligenstadt (3. Juni 2018)

„Wären Sie nicht lieber Bischof im 19. Jahrhundert gewesen?“ – so fragte mich bei einem Dekanatsbesuch ein Journalist. Dahinter steht wohl ein Bild des 19. Jahrhunderts, in dem die Kirche und die Bischöfe in sicherem Fahrwasser gewesen seien. Der Blick auf den Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler (Bischof von Mainz 1850–1877) zeigt uns eine andere Wirklichkeit. Es war die schwierige Zeit des Kulturkampfes, und die Bischöfe dieser Zeit beklagen den modernen Rationalismus, sie setzen sich mit dem Liberalismus, Kommunismus und Kapitalismus auseinander. Politische Debatten und wissenschaftliche Erkenntnisse verunsicherten viele Gläubige. Auch durch die Stärkung der Wallfahrt hier in Seligenstadt zu den Heiligen Marcellinus und Petrus wollte Bischof Ketteler (und später sein Nachfolger) den manchmal orientierungslosen Katholiken Vorbilder geben, die in einer viel schlimmer bedrängten Lage zu Christus gestanden haben. In den Märtyrern der frühen Kirche, zu denen die beiden Heiligen zählen, begegnen uns Menschen einer kirchlichen Epoche, vor der wir auch heute noch staunend und ehrfürchtig stehen können. Bedrängnis, Rechtsunsicherheit und Verfolgung haben der Kirche damals nicht geschadet, ganz im Gegenteil. Der frühchristliche Theologe Tertullian macht die erstaunliche Aussage: „Das Blut der Märtyrer ist der Samen für neue Christen“.

Tatsächlich lässt sich staunend wahrnehmen: Aus dem kleinen Häuflein in Jerusalem wird eine Weltkirche, trotz (oder gerade wegen?) vieler Schwierigkeiten. Denn es stimmt, die Geschichte der jungen Kirche ist in allen Schwierigkeiten der Anfeindungen auch von außen eine unglaubliche Erfolgsgeschichte.

Kirchenhistoriker sind der Frage nachgegangen, woran dies gelegen hat. Und sie haben Antworten auf diese Frage gegeben. Warum wird aus dem kleinen Häuflein eine Weltkirche?

Die Christen hatten ein klares, eindeutiges Glaubensbekenntnis. Die Zeit der ersten Christen im römischen Weltreich war durch eine große Vielfalt geprägt. Unterschiedlichste Götter hatten Platz, da hätte auch irgendwie Christus einen Ort gefunden. Aber damit geben sich die Christen nicht zufrieden. Er ist kein Göttersohn neben den vielen anderen, sondern der einzige Erlöser, der eingeborene Sohn Gottes, wie sie

formulieren. Weil Christen an ihn glauben, dürfen sie anderen Göttern nicht opfern. Da war es mit der scheinbaren Toleranz der Gesellschaft schnell vorbei. Das ist heute nicht anders. Also könnte man vermuten, die christliche Botschaft habe alle abgestoßen. Doch hier kommt etwas ganz Erstaunliches zutage. Das klare Bekenntnis zu einem Gott, das klare christliche Glaubensbekenntnis hat Menschen nachdenklich gemacht. Auf Dauer ist es zu wenig, wenn der Glaube kein eindeutiges Fundament hat. Glaube muss sich letztlich auf dem Sterbebett bewähren. Und hier half einem kein Zeus und kein Götterhimmel, sondern nur ein Glaube an einen Gott, der den Tod für uns Menschen besiegt hat. Genauso wie mir einst keine der vielen heute selbstgemachten Wahrheiten helfen wird. Der christliche Gott hat Profil, er ist verbindlich, aber damit auch ernst zu nehmen. Wo alles gleich wahr ist, nehme ich gar nichts mehr ernst. Es hat damals Menschen fasziniert, dass es Gläubige gab, die ihnen den einzigen Erlöser gezeigt haben. Später kam noch hinzu, dass sich dieser christliche Glaube dem vernünftigen Gespräch stellte. Man ging keiner vernünftigen Auseinandersetzung aus dem Weg. Und viele Denker stellten fest, dass das Christentum gute Argumente hat. Die frühchristlichen Märtyrer und auch die Blutzegen unserer Zeit fragen uns an, ob wir zu diesem Jesus Christus als der Wahrheit für alle Menschen stehen können.

Und damit kommt der zweite Erfolgsgrund: Es hat Menschen fasziniert, dass es Gläubige gab, die lieber ihr Leben hingaben, als die Wahrheit zu verraten, als Gott zu verraten. Wenn ich Christus einmal als meinen Erlöser erkannt habe, als Erlöser aller Menschen erkannt habe, dann wäre mein Leben ohne ihn nichts wert. Christliche Märtyrer haben vor ihren römischen Richtern erklärt, dass sie den Tod einem Leben ohne Wahrheit vorziehen, für uns schon eine anstößige Formulierung. Aber ist es so abwegig zu behaupten, dass auch heute das Leben ohne eine wirkliche Wahrheit, einen tragfähigen Lebensinhalt, ohne einen Halt, ohne Vertrauen und Liebe dem Menschen nicht gerecht wird? Christliche Wahrheit ist eine Person, die mich liebt, die alle Menschen liebt, die aber auch auf ungeteilte Gegenliebe wartet. Wenn sich also damals jemand taufen ließ, musste er sein Leben wirklich ändern. Christsein bedeutet, Christus, die Wahrheit zu kennen, die das ganze Leben bestimmen will. Mit ganzem Herzen, mit ganzem Verstand und ganzem Willen soll ich Gott lieben, und meinen Nächsten wie mich selbst.

Und es gibt einen dritten Grund für den Erfolg der jungen Kirche. Die Christen hatten ein Herz für die Menschen am Rand. Bei ihnen wurde nicht nur über Liebe gesprochen, sondern Liebe praktiziert, und zwar nicht gegenüber denen, die ohnehin sympathisch sind, sondern gegenüber allen, die in der Gemeinde auftauchten. Die Armen erfuhren

eine Wertschätzung, die sie ansonsten nirgendwo erleben konnten. Die Caritas gehört seit Beginn zu den Wesensvollzügen der Kirche. Sie ist die konkrete Lebensantwort eines jeden getauften Menschen auf die Erfahrung der Liebe, die ihm geschenkt ist in der Lebenshingabe Christi.

Christus in einer vielfältigen Welt als den einzigen Erlöser zu verkünden, Auskunft geben zu können, über die Hoffnung, die Christen trägt, deutlich zu machen, dass wir Christus lieben und dies in der Nächstenliebe zu verwirklichen – all das hat Menschen angezogen. So etwas geht nur über Zeugen, über Menschen, die die Hirtensorge Jesu teilen.

Kommen wir auf die Frage zurück, ob ein kirchliches Leben im 19. Jahrhundert einfacher gewesen sei. Sie ist schwer zu beantworten. Aber heute gilt wie damals, zu Zeiten des Marcellinus und des Petrus und zur Zeit Bischof von Kettelers, die Herausforderung gleichermaßen, sich klar zu Jesus Christus zu stellen und sein Evangelium zu bezeugen, in Tat und Wort seine Hingabe nachzuvollziehen und in der konkreten Nächstenliebe Antwort zu geben auf seinen Ruf. In unserer Zeit sind nicht wenige Christen in einer schweren Verfolgungssituation. Sie erwarten vielfach unsere Solidarität und die Aufmerksamkeit für ihr Schicksal. Sie fragen aber auch jeden und jede Einzelne von uns an, wie wir es mit der Konsequenz unseres christlichen Lebens halten. So wie die Christen zu allen Zeiten müssen wir uns in der Vielfalt der Stimmen und Meinungen orientieren. Die Heiligen sind da wohl wirklich gute Vorbilder und Ratgeber.

Glauben mit Konsequenzen

Predigt beim Pontifikalamt anlässlich des 150-jährigen Jubiläums der Kirche St. Petrus in Gau-Bischofsheim (12. August 2018)

Der heilige Petrus in Ketten – so lautet bereits das erste Patrozinium der Kirche in Gau-Bischofsheim im ersten Jahrtausend. Damit ist eine enge Verbindung zu Rom ausgedrückt, wo es ebenfalls schon sehr früh dieses Kirchenpatrozinium gibt. Im Rahmen der Ministrantenwallfahrt haben einige Gruppen „San Pietro in vinculi“ besucht. Man sieht dort ein starkes Kettenglied, das mit dem Martyrium des heiligen Petrus in Rom unter Kaiser Nero in Verbindung gebracht wird. Die Gau-Bischofsheimer haben dieses Bild vor Augen, wenn sie ihre Kirche feiern und sich damit als ein Teil der großen Geschichte der Kirche verstehen.

Petrus in Ketten: das Bild hält den Augenblick fest, der im Johannes-evangelium nach der Auferstehung Jesu stattfindet. Jesus fragt Petrus dreimal, ob er ihn lieb habe, und Petrus bekennt diese Liebe zu ihm. Jesus beauftragt ihn mit dem Hirtendienst: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe (Joh 21,15-17). Daran schließt sich folgender Text an: „Amen, amen, das sage ich dir: Als du noch jung warst, hast du dich selbst gegürtet und konntest gehen, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst. Das sagte Jesus, um anzudeuten, durch welchen Tod er Gott verherrlichen würde. Nach diesen Worten sagte er zu ihm: Folge mir nach!“ (21,18f.). Am Ende steht dieses Bild, das Petrus in der Nachfolge, ja in der Ähnlichkeit zu seinem geliebten Herrn zeigt. Er wird gebunden, in Ketten gelegt, und andere führen ihn zum Kreuz.

Petrus ist in der Nachfolge Jesu einen langen und schweren Weg gegangen. Seine Nachfolge beginnt damit, dass er seine Netze und Boote liegen lässt und Jesus folgt. Aus einigen Szenen in den Evangelien kann man ahnen, welche Vorstellung Petrus wohl vom Messias hatte. Immer wieder spricht er vollmundig von seiner Nachfolge, und wir wissen, dass er manchmal mit der Rede sehr schnell war. Aber auch ein Mann der Tat. Bei der Festnahme Jesu zieht er das Schwert und schlägt dem Knecht das Ohr ab. Eine Realität, von der Jesus in vielen Stunden wohl oft gesprochen hat, kann er nicht akzeptieren: Das Kreuz hat in seinem Denken keinen Raum. Und Jesus weist ihn deswegen erschreckend scharf zurecht. „Tritt hinter mich, du Satan“, muss sich der Apostel sagen

lassen (Mt 16,23). Dein Platz ist hinter mir, und du wirst diesen Weg mitgehen, oder deine Nachfolge ist beendet. Ein hartes Wort Jesu, das nicht nur Petrus erschreckt haben dürfte. Wenn man das Kreuz ernst nimmt, dann ist es unangenehm. Ein Leben mit einem Glauben ohne Kreuz, ohne Leiden und Tod wäre so wunderbar.

Ich möchte es an einem Beispiel konkretisieren. Wir im Wohlstand Europas erliegen der Versuchung des Petrus, und manchmal tun wir so, als gäbe es ein Recht auf ein Leben ohne Kreuz. Immer wieder debattieren wir z.B. über aktive Sterbehilfe durch Ärzte. Soll ein Arzt einem Sterbenden auf seinen eigenen Wunsch ein tödliches Medikament reichen dürfen, so dass einem Menschen ein langes, qualvolles Siechtum erspart bleibt. Wenn man den Reaktionen glaubt, dann bejaht eine Mehrheit der Menschen diese Möglichkeit? In einem Leserbrief in einer Zeitung schrieb ein Leser, sobald er bemerken würde, dass sein Verstand nachlässt und die Demenz kommt, würde er diesen Schritt gehen. Die Hilflosigkeit möchte er sich und anderen ersparen. Tatsächlich gibt es eine heftige Debatte darüber, und auch ich wüsste nicht, wie ich im Krankheitsfalle reagieren würde. Daher möchte ich gerne den erhobenen moralischen Zeigefinger vermeiden. Als Christ muss ich aber fragen: Gibt es ein Recht auf ein Leben ohne Kreuz, ohne Leid? Darf ich abspringen, sobald das Kreuz zu schwer für mich wird? Jesus gibt damals dem Petrus im Hinblick auf seine Person (und wohl für uns alle) eine deutliche Antwort. Gibt es ein Recht auf ein Leben ohne Kreuz? Ein Philosoph äußerte sich in den vergangenen Monaten, Eltern hätten eine Pflicht dazu, ein Kind mit Down-Syndrom abzutreiben, um der Gesellschaft und dem Kind selbst dies zu ersparen. Der Gesellschaft ist ein Mensch nicht zuzumuten, der einem bestimmten Begriff von Normalität nicht entspricht: Der Anblick des Leids eines anderen schränkt meine Lebensqualität ein, kostet Geld, muss daher vermieden werden.

Die Kirche als Gemeinschaft der Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu wird immer auch für die unangenehme und doch menschenfreundliche Botschaft eintreten, dass das Kreuz zum Leben gehören wird, dass Nachfolge auch das Kreuz als Zeichen der Hingabe beinhaltet. Petrus ahnt wohl, dass das für die konkrete Lebensgestaltung Folgen haben wird. Dass man sich in der Nachfolge Jesu dem Kreuz aussetzen muss und besonders die Menschen in die Mitte holen muss, die der Gesellschaft unangenehm sind. Und dass man am Ende möglicherweise das Schicksal des Meisters teilen muss, sich hinzugeben für das Heil und das Wohl anderer.

Petrus kommt nach Rom, so erzählt die Legende. In der Vorahnung, was ihm dort blühen wird, macht er sich auf den Weg aus der Stadt heraus. Er flieht vor dem Kreuz – wieder einmal. Auf dem Weg in die Sicherheit

begegnet ihm der Auferstandene. Petrus fragt ihn: Quo vadis? Wohin gehst du, Herr? Jesus gibt zur Antwort: Ich gehe nach Rom, um mich neu kreuzigen zu lassen. Diese Quo vadis Kirche kann man heute besichtigen. Petrus möchte bis zuletzt weglaufen. Durch diese letzte Begegnung mit Christus begreift er erneut, was Nachfolge bedeuten kann, bis ins letzte dem Meister ähnlich zu werden. Schließlich landet er in Ketten und wird von anderen geführt, wohin er nicht will. Die Jüngerschaft war für Petrus ein langer, steiniger Weg, ein langer Lernprozess, dass Nachfolge nicht billig und ohne Konsequenzen zu haben ist.

Wir feiern 150 Jahre Kirche hier unter dem Patrozinium „Petrus in Ketten“. Es erinnert uns an einen Glauben mit Konsequenzen, mit Verbindlichkeit, einen Glauben als wirkliche Nachfolge: Kommt hinter mich, sagt Jesus. Ich meine, wir dürften als Kirche auch heute auf diese Verbindlichkeit hinweisen und zu einem bewussten Leben aus dem Glauben einladen. Dieser wird bei uns anders aussehen als bei Petrus. Aber nur aus Tradition und Gewohnheit zu glauben, geht heute weniger als zuvor. Petrus fragt unser Jesusbild an, das wir uns oft machen, von einem lieben Jesus, der nichts fordert, der niemandem etwas tut, aber auch niemandem mehr etwas zu sagen hat. Petrus steht für einen Glauben, der immer mehr lernt, so zu werden, wie der Meister gewesen ist. Ein Glaube mit einem unbändigen Vertrauen in den Vater, mit der Bereitschaft, Jesus auch durch das konkrete Tun nachzuahmen und so Zeuginnen und Zeugen seiner Auferstehung und seiner Liebe am Kreuz zu werden. 150 Jahre Kirche sind auch der Dank für 150 Jahre gelebten Glaubens hier am Ort. Lassen wir uns heute neu in diese lebendige Geschichte hineinrufen.

„Skandalöser Realismus“

Predigt beim Pontifikalhochamt anlässlich der Kreuzwallfahrt
in Steinheim (16. September 2018)

„Skandalöser Realismus“ – so heißt eine kleine Schrift von Kardinal Josef Ratzinger, ein Vortrag, den er vor der Integrierten Gemeinde in der Nähe von Rom gehalten hat¹. Das Christentum sei in seinen Kernaussagen skandalös realistisch, es geht ins Fleisch, Gott wird konkret, er hört auf, eine Idee oder schöne Theorie zu sein, die dann den Menschen als intellektuelle Spielerei beschäftigt, ohne weitere Konsequenzen zu haben.

In Umfragen bekunden auch heute Menschen den Glauben an Gott und halten religiöse Themen für notwendig. Wir reden über die gesellschaftliche Bedeutung des Glaubens, indem wir über christliche Werte reden, Grundhaltungen, die unser Zusammenleben bestimmen oder bestimmen sollten. Interessant wäre es zu fragen, inwieweit sie den skandalösen christlichen Realismus und die Konkretheit unseres Glaubensbekenntnisses teilen. Es ist nicht schwer, an einen irgendwie gearteten göttlichen Geist zu glauben – der christliche Realismus ist wahrhaft skandalös:

Gottes Sohn wird Fleisch, ein bestimmter Mensch an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit. Er ist der Sohn Gottes, er nimmt unser Fleisch an, unser Leben, mit all seiner Schwachheit, seiner Verletzlichkeit, seiner Sterblichkeit und seiner Schuld, die unser Leben eben auch ausmacht. Das war nicht nur für die Menschen der Antike ein unvorstellbarer, wahrhaft skandalöser Gedanke. Die Götter bleiben unter sich, da gibt es keine Berührung mit den Menschen. Eine Geschichte der griechischen Mythologie erzählt: Eines Tages zeigt der Göttervater Zeus Interesse an den Menschen, von denen er schon viel gehört, aber noch keinen von ihnen kennengelernt hat. Er möchte einige Zeit unerkannt unter ihnen leben. Deswegen legt er eine menschliche Maske an, zieht sich Menschenkleider an und begibt sich von seinem hohen Olymp mitten unter die Menschenkinder. Doch was erlebt er: Sie leben elend und im Dreck, sie belügen, bestehlen und morden sich. Schon nach wenigen Tagen hat er die Nase voll und zieht sich auf seinen Götterberg zurück. Er beschließt mit dem Rat der Götter, die Menschen endgültig zu vernichten.

1 Skandalöser Realismus?: Gott handelt in der Geschichte (Urfelder Texte 1), September 2008.

Solche Geschichten erzählten sich die Menschen der Antike von ihren Göttern. Als die ersten christlichen Missionare loszogen, lernten die Kinder derartige Geschichten in den Schulen kennen. Zwar glaubten viele schon nicht mehr so schlicht an die Götterwelt, aber etwas Richtiges erkannten die Menschen in solchen Geschichten schon: Die Götter haben mit den Menschen wenig gemeinsam, das Schicksal der Menschen berührt die Götter oder den Gott nicht. Die Welt, in der die Menschen leben, ist ein Sumpf, in dem die Menschen mehr oder weniger ausgeliefert stecken und zu versinken drohen. Der Leib ist ein Gefängnis, am Ende Schmutz. Die christliche Erlösungsbotschaft ist da sehr konkret. Gott geht ins Fleisch. Indem Gottes Sohn Mensch wird, zeigt er, dass ihm jeder Mensch unendlich wichtig ist. Er hat unter uns gewohnt, sagt das Johannesevangelium. Gott wird in Christus Mensch, um unser Bruder zu werden. Machen wir uns bewusst, was das heißt: Er, der große Gott, den wir nicht denken können, wird mein persönlicher Bruder und Erlöser. Indem Christus Fleisch annimmt, nimmt er mich an, als ganzen Menschen, mit allen Schwächen und allen Stärken. Der Christ hat kein besseres und einfacheres Leben als jeder andere Mensch auch. Aber er hat die Garantie, nie mehr allein zu sein. Die konkrete Menschwerdung, ja die „Fleisch“-werdung ermöglicht unser aller Rettung aus dem Tod, der am Ende auf uns alle wartet.

Die ärgerliche Konkretheit der christlichen Botschaft geht noch weiter.

Dieser konkrete Mensch, Jesus, den wir als Gottes Sohn bekennen, stirbt den brutalen Tod am Kreuz, und er steht von den Toten auf – natürlich in eine andere Wirklichkeit hinein: Auferstehung meint keine Wiedergeburt oder ein Zurückkommen in dieses Leben. Er ist aber dennoch konkret erfahrbar. Er geht mit den Emmausjüngern, er isst mit ihnen, er lässt sich erfahren. Er geht nicht einfach in eine rein geistige Existenz – das Grab ist leer, Gott greift konkret in die Geschichte ein. Als Paulus seinen gebildeten Zeitgenossen von dieser konkreten Auferstehungshoffnung erzählt, wimmeln sie ihn ab: „Darüber wollen wir dich ein anderes Mal hören.“ (Apg 17,32) Und Paulus weiß, dass die Gebildeten der damaligen Welt den Glauben an den Gekreuzigten für Wahnsinn oder für einen Skandal halten. (1 Kor 1,23)

Der skandalöse Realismus setzt sich fort. Der Auferstandene behält die Wundmale – er verbindet sich auch als Erhöhter mit dem Leid der Menschen, er verwandelt weiter ihre Schuld in Heil. Das ist mehr als eine symbolische Aussage. Er bleibt uns nahe als das Lamm, das sich hingegeben hat.

Dieser real und konkret Auferstandene bleibt – skandalöser Realismus – in den Zeichen von Brot und Wein berührbar und erfahrbar unter uns.

Eucharistie ist nicht nur Erinnerung, sondern Vergegenwärtigung. Er ist es selbst, den wir als Speise erhalten. Aus dieser konkreten Nahrung werden wir zu seinem Leib geformt, zu seiner Kirche.

Auch die leibhaftige Kirche gehört zu diesem skandalösen Realismus. Christus inkarniert sich nicht in eine perfekte Gemeinschaft, in eine geistige, allen irdischen Schwächen und Nöten entzogene Gruppe, sondern in die konkrete Kirche mit all ihren Menschlichkeiten und Problemen. Ich kann Christus nicht haben ohne diese Kirche. Bereits Paulus sieht im Kreuz die Ursache dafür, dass besonders auch schwache Menschen, sündige Menschen, Teil dieser Kirche sind. Im gekreuzigten Christus stellt Gott alle menschliche religiöse Logik auf den Kopf.

Der skandalöse Realismus setzt sich auch fort in der Art und Weise, wie Christus Nachfolge fordert. Er fordert nicht ein Gefühl, eine Liebe, die sich selbst genügt, sondern eine Liebe zum Nächsten, die gerade dem Feind, dem Abstoßenden gilt. Ärgerlicher Realismus auch in Bezug auf die sozialen Forderungen Jesu: Er setzt sich mit den Leidenden und Bedürftigen gleich: was ihr einem der Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan. Er steht nicht für ein paar Werte, sondern für die absteigende Liebe zum Anderen, bei der man sich auch selbst schmutzig und verwundbar macht.

All das ist nur zu verantworten, weil dieser Christus lebt – real. Weil Gott in ihm in unsere Geschichte, in mein Leben tritt. Weil er gestorben und auferstanden ist, wirklich und leibhaftig.

Wenn wir heute bei unserer Wallfahrt das Kreuz in den Mittelpunkt stellen und verehren, dann ermahnt und ermutigt es uns, selbst einen konkreten Glauben im Fleisch zu leben. Mich von Christus berühren zu lassen, verwandeln zu lassen. Er hat mein Leben angenommen, nun muss auch ich ihn aufnehmen, seine Lebensform annehmen und ihm ähnlich werden. Das Kreuz lädt ein, mich meiner Erlösungsbedürftigkeit zu stellen. Ich brauche diesen Erlöser, ich kann mich allein nicht ins ewige Leben retten. Das Kreuz ist mehr als ein Symbol für Werte, es nimmt in die Pflicht. Jeden Tag begegnen uns zahlreiche Kreuze. Mögen wir uns immer neu seiner Bedeutung erinnern und uns von Christus am Kreuz ansprechen lassen. Skandalöser Realismus: wenn wir Menschwerdung, Tod und Auferstehung ernst nehmen, wird der Glaube gegebenenfalls auch für uns skandalös konkret.

Ein Mensch des Lichtes oder der Finsternis?

(zu Joh 1,1-18)

Predigt beim Pontifikalamt am 1. Weihnachtstag
im Dom zu Mainz (25. Dezember 2018)

Jesus gibt sich mit einem „Prozentsatz an Liebe“ nicht zufrieden: wir können nicht mit zwanzig, fünfzig oder sechzig Prozent lieben. Entweder alles oder nichts. (Papst Franziskus am 14.10.2018)

Tatsächlich ist besonders für den Evangelisten Johannes Weihnachten, die Feier der Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Stunde einer Entscheidung. Unser Leben ist entscheidend geprägt von Kompromissen. Ohne solche Kompromisse würde unser Zusammenleben mit anderen Menschen nicht gelingen. Weihnachten erinnert uns daran, dass dies in unserer Beziehung zu Gott nicht funktionieren kann. Zunächst einmal ist die Grundlage dafür, dass Gott uns nicht nur mit einem „Prozentsatz an Liebe“ bedenkt. Er liebt einhundertprozentig, ganz, immer, unumkehrbar. Gott hat immer wieder zu den Menschen gesprochen, heute aber „hat er zu uns gesprochen durch seinen Sohn“ (Hebr 1,2). In ihm schenkt er uns alles, sich selbst (vgl. Röm 8,32), so formuliert der Apostel Paulus im Brief an die Gemeinde in Rom. Viele Stellen in der Heiligen Schrift beschreiben die Erfahrung einer Liebe und Hingabe, die nicht *etwas* gibt, sondern sich selbst, ohne Vorbehalt und Hintergedanken.

Die Stunde der Entscheidung: Zuerst dürfen wir staunend feiern und bekennen, dass Gott sich für uns und seine Welt entschieden hat. Bereits als er die Erde und den Kosmos schuf, war diese Schöpfung Ausdruck seines Willens, Leben und Liebe an andere weiterzugeben. Da gibt es dieses Wort, das von Anfang an bei Gott war und das selbst Gott ist. In diesem Wort ist alles geschaffen, der Kosmos, unsere Erde, die Menschen und ich selbst. Ich und alle Menschen sind die Folge dieser Lebensweitergabe Gottes. Die Liebe, die Weitergabe von Leben ist von Anfang an der Sinn dieser Schöpfung. Gott ist in sich Leben, Licht und Liebe, und er will dies weiter verströmen. An Weihnachten steht nun die Entscheidung an, ob ich in dieses „Projekt“ einsteigen will. Gott, die Menschen und seine Schöpfung so zu lieben, dass nicht nur ein „Prozentsatz“ an Liebe ins Spiel kommt, sondern ich selbst, mit allem, was ich geben kann, als Person, mit Herz und Verstand.

Der Evangelist Johannes bietet Gegensätze an, die mich zur Stellungnahme und Positionierung bewegen. Die erste Frage: Will ich ein Mensch des Lichtes oder der Finsternis sein? In Christus ist das wahre Licht erschienen, so sagt das Evangelium. Wenn wir uns für das Licht entscheiden, wird er unsere Lebenskraft, unsere Motivation. Menschen des Lichts strahlen etwas aus, was andere ansteckt und das Leben verändern kann. Solchen Menschen bin ich in meinem Leben immer wieder begegnet, innerhalb und außerhalb unserer Kirche. Ich glaube, dass in ihnen die Herrlichkeit Gottes durchstrahlt, ob sie es wissen oder nicht. Christus hat in den Jahren seines öffentlichen Wirkens gezeigt, wie ein Mensch des Lichtes sein kann. Menschen spürten, dass von ihm eine heilende Kraft ausging, sie wurden sehend durch die Begegnung und Berührung mit ihm, sie konnten gehen, sie erfuhren Vergebung und Würde. In den Wundererzählungen geht es nicht nur um körperliche Heilung, sondern um die Erfahrung eines neuen Lebens, neuer Hoffnung, es geht um die Erfahrung von Heil und Zukunft. Die Kirche versteht sich als eine Gemeinschaft der „Kinder des Lichtes“ (Eph 5,8).

Wir stehen heute vor der erschreckenden Tatsache, dass es eine dunkle Seite dieser Kirche gibt. Ich gestehe, dass ich dies in den Monaten als Bischof so deutlich wahrnehme wie nie zuvor in meinem Leben als Christ und Priester. In diese dunkle Zone müssen wir das Licht Christi neu hereinlassen. Wir müssen uns entscheiden, ob wir mit seiner Hilfe in die Dunkelzonen hineinleuchten wollen. Es wird uns dies nicht erspart bleiben. Auch wir als Kirche müssen uns entscheiden; zwischen Licht und Finsternis gibt es keine Kompromisse. Sünde und Schuld müssen ans Licht. Ich habe in den letzten Monaten neu gelernt, dass wir zu banalisierend über Sünde reden. Licht oder Finsternis – Leben oder Tod. Wenn ich mich regelmäßig als Sünder bekenne, dann gestehe ich ein, dass es in meinem Leben Dunkelzonen gibt, die nicht nur mir, sondern auch anderen schaden. Licht muss in die Finsternis. Das bedeutet auch Veränderung und Verwandlung. Gott wird Mensch, damit der Mensch vergöttlicht wird, sagt die christliche Tradition. So wie Christus das Licht ist, sollen wir neu Menschen des Lichtes werden, die Licht in das Leben anderer bringen können, ausstrahlen und verändern. Auch müssen wir in der Kirche wieder stärker eine Kirche werden, in der das Licht Christi Menschen erreichen kann. Unser Gebaren als Verantwortliche verdeckt nicht selten sein Licht. Die Kirche und alle, die in ihr Verantwortung tragen, sollen nicht selbst das Licht sein, aber das Fenster, durch das sein Licht strahlen kann. Wir müssen uns entscheiden.

Wir müssen uns entscheiden zwischen seiner Wahrheit und der Lüge. Gnade und Wahrheit kamen durch ihn. Es ist hilfreich, dass der Evangelist Gnade und Wahrheit in einem Atemzug nennt. Es gibt ein gnadenloses

Beharren auf Wahrheit. Gnade oder Barmherzigkeit ohne Wahrheit aber hat keinen Sinn. Für viele Menschen ist Wahrheit heute gefühlte Wahrheit, oder sie ist zurechtgemachte Wahrheit. Wahlen werden beeinflusst durch gefälschte Wahrheit. Es ist gut, dass wir in Jesus Christus einer lebendigen Wahrheit begegnen, die uns helfen kann, zwischen Lüge und Wahrheit zu unterscheiden. Er ist lebendige Wahrheit, seine Wahrheit erschöpft sich nicht in einzelnen Sätzen oder Informationen. Die Erkenntnis seiner Wahrheit erschöpft sich nie, mit ihm kommen wir nie an ein Ende. Wenn wir ihn kennen und immer besser kennenlernen, haben wir klare Maßstäbe, die wir in diese Welt einbringen können. Um diese Maßstäbe ringen wir in der Kirche, Wahrheitsfindung war in der Kirche immer auch eine Angelegenheit der kirchlichen Gemeinschaft, nie eines Einzelnen, auch nicht des Papstes allein.

Leben in der Wahrheit, in seiner Wahrheit, heißt immer auch das Tun der Wahrheit: „Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht“ (Joh 3,21). Mir ist dies bereits als Student in der Beschäftigung mit dem heiligen Augustinus deutlich geworden. Zeitlebens hat er um die Wahrheit gerungen, als Bischof und Theologe zahlreiche Schriften hinterlassen, die sich um die Frage nach der christlichen Wahrheit drehen. Er weiß, dass man viel von der Bibel und vom Glauben wissen kann, und möglicherweise nichts verstanden hat. Das Ziel aller Beschäftigung mit der Wahrheit ist die Befähigung zu einer tieferen Gottes- und Nächstenliebe. Es geht bei unserer Wahrheit nicht um „einen Berg an Bildung“, sondern um die Bewegung des Herzens¹. Wahrheit besteht in der Verwirklichung der Gottes- und Nächstenliebe, Lüge ist die ausschließliche Konzentration auf den Eigennutz. Zu oft kommt dies in den innerkirchlichen Debatten zu kurz. Weihnachten ist der Augenblick der Entscheidung für mich persönlich, aber auch für die Kirche: Wahrheit in der Liebe oder Lüge in der Selbstüberhebung?

Wir müssen uns entscheiden, ob wir Kinder Gottes oder Kinder dieser Welt sein wollen. „Allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden.“ (Joh 1,12) Johannes hat keine gute Meinung von den Maßstäben dieser Welt. Macht, Gewalt, Geld und Lieblosigkeit sind die Motivationen vieler Menschen. Er sieht aber auch, dass der Mensch anders handeln kann. Kinder Gottes denken und handeln anders. Sie geben Liebe in der Nachfolge Jesu: *Jesus gibt sich mit einem „Prozentsatz an Liebe“ nicht zufrieden: wir können nicht mit zwanzig, fünfzig oder sechzig Prozent lieben. Entweder alles oder nichts.*“ Als Mensch werde ich hinter diesem Anspruch sicher immer zurückbleiben, aber ich will es

1 Vgl. Ernst Dassmann, Augustinus. Heiliger und Kirchenlehrer, Stuttgart, Berlin, Köln 1993, 52f.

immer neu versuchen. Heute muss ich mich neu entscheiden, ob ich nach den Maßstäben der Kinder dieser Welt leben will oder nach dem hohen Maßstab Jesu, der sich selbst gegeben hat. Gott möge mich ermutigen, der Blick auf seine Liebe, die er uns heute konkret und unübersehbar zeigt in Jesus Christus, dem Menschgewordenen.

Wir sind Heilige – aus Gnade

Predigt beim Pontifikalamt an Allerheiligen
im Dom zu Mainz (1. November 2018)

„Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche, an die Gemeinschaft der Heiligen.“

Dieses Bekenntnis sprechen wir in unseren Gottesdiensten regelmäßig, oft sicher unbedacht. Es kann aber auch sein, dass uns ein derartiger Satz in diesen Tagen nicht mehr so einfach über die Lippen geht: Die katholische Kirche soll heilig sein, eine Gemeinschaft der Heiligen? Wir erleben es oft so anders. Wir erleben eine Kirche der Sünder, auch eine sündige Kirche. Mancher mag beim Beten des Glaubensbekenntnisses das Gefühl haben, insofern die Kirche sich als heilig feiern lässt, verdränge sie Vieles an Schuld, das in ihrer Geschichte aufzuspüren ist. Zwar feiert das Allerheiligenfest eher die Sonnenseite der Kirchengeschichte, aber die andere Seite gibt es deutlich wahrnehmbar auch. Wir müssen daher in diesen Tagen genau hinschauen, was wir glauben und bekennen.

Dem Neuen Testament ist sehr wohl bewusst, dass die Kirche eine Kirche der Sünder, auch eine sündige Kirche ist. Sie ist auch geprägt von Makeln und Flecken (vgl. Eph 5, 27). Aus sich heraus sind weder die Menschen in der Kirche noch die Kirche als Ganzes heilig. Heilig ist allein Gott selbst, heilig ist Jesus Christus, heilig ist der Geist Gottes. Heilig werden Menschen nur deswegen, weil Gott sie in seine Nähe ruft. Aus Gnade allein, *sola gratia*: Gott erwählt uns, die Menschen, er beruft uns, er liebt uns. Vor der Erschaffung der Welt hat er uns schon berufen, heilig und makellos zu sein, so der Epheserbrief. Jeder und jede Einzelne ist von Urbeginn im Herzen Gottes präsent und gewollt. Heilig ist die Kirche, heilig sind wir, weil Gott in uns wohnen will, weil wir seine Liebe und Herrlichkeit widerspiegeln dürfen. Bevor wir etwas tun, hat Gott uns im Blick, liebt er uns. Er möchte, dass wir ihm ähnlich werden. Der Grund ist darin gelegt, dass wir seine Ebenbilder sind. In der Taufe nun werden wir seine Kinder, er wohnt in uns, wir sind sein heiliger Tempel, in dem Gott wohnen will. Heilig sind wir, indem wir groß sind in den Augen Gottes. Heilig sind wir, weil Gott uns heilig hält. Wir sind Heilige – aus Gnade!

Heilig sind wir nicht, weil wir besonders moralisch leben, sondern aus Gottes Gnade. Heiligkeit ist in erster Linie keine moralische Kategorie, die sich Menschen zuschreiben oder verdienen, sondern das Bekenntnis

zur Berufung durch Gott und die durch ihn geschenkte Würde. Oft wird in einem Sinne von Heiligkeit gesprochen, dass sie wenig erstrebenswert zu sein scheint. Heilige stehen auf einem Sockel, sind abgehoben von dieser Welt. Auch eine Kirche mit dem Anspruch, heilig zu sein, hat sich nicht selten so gebärdet. Der biblische Begriff von Heiligkeit meint aber, diese gottgeschenkte Berufung mitten in der Welt zu leben, sein Licht durchzulassen, seine Liebe zu bezeugen, dem anderen Menschen zu helfen, seine Würde als Gottes Ebenbild zu entdecken, ihn einzuladen, als Kind Gottes zu leben und ebenfalls Freude daran zu entwickeln, zu einem heiligen Menschen zu werden, der sich seiner Berufung von Ewigkeit her bewusst wird, der sich geliebt weiß von seinem Schöpfer und Vater. Wir sind Heilige – berufen, sein Licht weiterzugeben!

Vielleicht wird jetzt etwas deutlicher, dass eine solche Berufung, in Gottes Gemeinschaft zu leben, ein Gemeinschaftsprojekt ist. Den Weg der Berufung kann niemand allein gehen. Bereits in den Büchern des Alten Testaments wird ein Volk, wird Israel als Gemeinschaft gerufen. In dieser Tradition steht die Kirche. Wir brauchen die Gemeinschaft derer, die sich ihrer Berufung gewiss sind und sie leben wollen. Nicht umsonst nennen uns die Bibel und die Tradition der Kirche das heilige Volk Gottes. Wir sind gemeinsam auf dem Weg. So entsteht die Kirche aus dem Willen Gottes, die Menschen zu einer Gemeinschaft, zu *seiner* Gemeinschaft zusammenzuführen. Weil Gott uns ruft, sind wir Gemeinschaft der Heiligen. In der Tradition wurde das Bekenntnis aber auch so übersetzt: Wir haben gemeinsam teil am Heiligen. Kirche ist keine Institution, die Menschen gegründet haben, sondern sie entsteht, indem Gott durch Christus in der Kraft des Heiligen Geistes Menschen in den Sakramenten, den heiligen Zeichen, Anteil an seinem Leben schenkt. Ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller; ein Brot, also sind wir viele ein Leib; die Sakramente als heilige Zeichen sind die Grundlage kirchlicher Gemeinschaft, die Feier der Einheit, die Gott schenkt. Wir sind Heilige – als sein Volk!

Wenn wir heute über Heiligkeit nachdenken, ist es gerade in dieser Zeit wichtig zu betonen, dass wir uns durch die Berufung zur Heiligkeit nicht selbst erhöhen, dass wir nicht den Anspruch erheben, aus eigener Kraft die besonders guten Menschen zu sein, oder eine Gemeinschaft zu bilden, die moralisch über anderen steht. Wir sollen zeigen und leben, wozu Gott alle Menschen gerufen hat: in seiner Gemeinschaft als sein Ebenbild und sein Kind zu erfahren, dass wir geliebt sind, dass wir gewollt sind und Würde haben. Wenn wir uns zu einer heiligen Kirche bekennen und zur Gemeinschaft der Heiligen, geht das nur in der Offenheit, die Menschheit insgesamt einzuladen und mitzunehmen. Das meint: „katholisch“ zu sein. Allumfassend, offen, einladend, die alle umfassende

Liebe zu bezeugen, weltweit, niemanden ausschließend, missionarisch. Diese Berufung sieht die katholische Kirche als ihren Auftrag, den Gott ihr gegeben hat. Wir sind heilige Kirche – allumfassend, für alle!

Wir haben darüber nachgedacht, dass Heiligkeit allein Gottes Gabe ist, der Mensch nur weitergeben kann, was ihm geschenkt ist, und das allen Menschen. Das bekennen wir, wenn wir beten: Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche, an die Gemeinschaft der Heiligen, die Gemeinschaft am Heiligen.

Wenn ich dies sage, dann ist mir natürlich bewusst, wie weit wir, wie weit ich oft von dieser Berufung entfernt bin. Je höher die Berufung und die Würde, desto größer die Fallhöhe. Die Berufung zur Heiligkeit in der Kirche kann ein schmerzlicher Stachel sein, wenn ich die Wirklichkeit meines Lebens, wenn ich die Wirklichkeit der Kirche sehe. Wie groß ist die Berufung, wie armselig oft die Antwort des Menschen, auch meine Antwort. Heilig sein meint dann aber auch, dass Gott uns nicht fallen lässt, dass es die Möglichkeit zur Neuorientierung und zum Neubeginn gibt. Gott bleibt treu, gerade wenn wir umkehren müssen. Die vielen Heiligen, die wir heute feiern, sind Helfer auf diesem Weg der neuen Hinkehr zu Gott und zu unserer Berufung von Ewigkeit her. Gott möge uns helfen, wieder heilig zu leben und wirklich katholisch zu sein, dass die Menschen, die uns begegnen, ihre Würde erfahren und ihren eigenen Weg als Kinder Gottes gehen lernen können. Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche, an die Gemeinschaft der Heiligen – dieser Satz bleibt unser Bekenntnis zur Heiligkeit und Größe Gottes, der uns Menschen groß macht, heilig macht, in der Gemeinschaft der Kirche. Gott wartet auf Antwort.

Dem Herrn die Wege bereiten

Ein Gott des Weges

Adventspredigt am 2. Adventssonntag
im Dom zu Mainz (10. Dezember 2017)

„Bereitet dem Herrn den Weg“ (Mk 1,1-8)

Jedes Jahr mahnt uns der Täufer Johannes mit diesen Worten (Mk 1,1-8). In meiner Phantasie tauche ich in die Szene ein, damals am Jordan. Und ich erlebe ein Kontrastbild zu ganz vielem, was für uns der Advent, was für uns der kirchliche und private Alltag im Glauben ist. Kein Tannenduft und Glockenklang, keine Plätzchen und Weihnachtslieder, die uns umfassen, sondern die Wüste, die Menschen und Johannes der Täufer, der schon in seiner Kleidung kein gemütlicher Mensch zu sein scheint. Das Evangelium ruft mich zu einem vierfachen Perspektivenwechsel, darüber möchte ich heute reden.

Der erste Perspektivenwechsel: Nicht der Mensch sucht zuerst Gott, Gott sucht den Menschen.

Der Mensch sucht nach Gott – diese Erfahrung ist so alt wie die Menschheit. Ein Historiker hat einmal den Beginn der Menschheit daran festgemacht, dass eines Tages Menschen am Grab eines Verstorbenen begonnen haben, zum Himmel aufzuschauen und den Verstorbenen Grabbeigaben mitzugeben. Menschen haben sich Bilder von Gott gemacht, sie haben ihnen geopfert, ihnen Häuser gebaut, sich klare Vorstellungen gemacht. Die großen Hochkulturen des Alten Orient sind nicht ohne die Götter zu verstehen. Das gesamte menschliche und politische Leben war von Göttern getragen. Es gab Götter für den Krieg, für die Fruchtbarkeit, für die Liebe, kein Bereich, der nicht von Göttern gelenkt ist. Daher musste sich der Mensch gut mit den Göttern halten. Religionskritiker auch noch in der Neuzeit unterstellen aufgrund einer solchen Erfahrung, dass Götter nichts anderes seien als Projektionen menschlicher Wünsche. Götter bilden dann das ab, was Menschen denken. Götter garantieren politische Ordnungen, sie dienen menschlichen Zwecken. Ich versetze mich nun über 2500 Jahre zurück in die Welt dieser Hochkulturen: Ägypten, Babylon, Griechenland, Rom. Und da taucht ein kleines Volk auf, das von seinem Gott spricht auf geradezu revolutionäre Weise.

Der Mensch mag Gott suchen, er kann ihn aber nur finden, wenn Gott die Initiative ergreift. Gott sucht den Menschen. Er lässt sich nicht

für Zwecke einspannen, man soll sich kein Bild machen. Er ist eben keine Projektion menschlicher Wünsche, er wählt den Menschen als Partner. Menschen suchen Gott, aber sie können ihn nur finden, weil er ihnen entgegenkommt, weil er sich zeigt. Er braucht keine Opfer, er will Barmherzigkeit. Er ist kein Nationalgott, sondern ein Gott für alle Menschen. Bei einigen Propheten des Alten Testaments findet sich Liebeslyrik: Gott sucht nach dem Menschen, er sucht sein Herz, seinen Verstand, sein ganzes Leben. Menschen suchen Gott – wir glauben, dass Gott den Menschen sucht. Davon spricht Johannes der Täufer. Gott kommt auf uns zu.

Diese Suche Gottes hört ja nicht auf, bis heute. Christen glauben, dass der eine Gott alle menschengemachten Bilder auf den Kopf stellt, indem Gott selbst Mensch wird. In Jesus finde ich diesen Gott, der kommt. Daher nannten die Römer die Christen der ersten Jahrhunderte: A-Theoi, also Atheisten. Jede Gottsuche an Jesus vorbei verfehlt das eigentliche Ziel: er ist Weg, Wahrheit, Leben, niemand sonst. Matthias Grünewald hat auf einem Bild des sogenannten Isenheimer Altars gemalt, wie Johannes der Täufer mit übergroßem Finger auf Jesus hinweist. In ihm ist Gott unter uns angekommen.

Ein zweiter Perspektivenwechsel: Menschen bauen Gott Häuser, sie schließen ihn ein, und er ruft zum Aufbruch.

Geht und arbeitet in der Wüste an den Straßen und Hügeln. Der erste Glaubende ist Abraham, sein Glaube besteht im ständigen Aufbruch. Das Volk Israel, das aus Ägypten auszieht, macht die Erfahrung, dass Gott nicht in Häusern aus Stein wohnt, sondern ein Gott des Weges ist, der begleitet. Wir aber bauen Räume des Glaubens. Papst Franziskus hat einmal davon gesprochen, die Zeit sei wichtiger als der Raum (EG 222-225). Wir aber bauen Räume des Glaubens, statt Wege zu gehen. Das fängt bei den Wahrheiten des Glaubens an. Sie dienen als Fundament unseres Glaubens und der Kirche. Sie sind wichtig, weil sie formulieren, was uns zusammenhält: der Glaube an Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Christsein kann aber nicht allein darin bestehen, ein festes Fundament zu haben. Der Papst spricht davon, wie lebensnotwendig es ist, eine Zukunft vor Augen zu haben, die uns zieht, die uns motiviert. Die Zukunft ist größer als die Gegenwart. Werden wir konkreter: wir reden oft von Heimat, die wir in der Kirche suchen. Heimat darf nicht mit Gemütlichkeit und Unbeweglichkeit verwechselt werden. Nicht dort, wo wir uns wohlfühlen, ist Heimat, sondern wo Gott uns hinstellt und auf den Weg ruft. Wir wollen festhalten, das Alte bewahren, auch in der Kirche, aber verhindern damit möglicherweise notwendige Dynamiken, Prozesse, Wege, die zu gehen sind. Ängstliches Festhalten gegen

mutiges Voranschreiten mit Überzeugungen und Entschlossenheit, sagt der Papst. Wer mit Gott unterwegs ist, darf Hoffnung haben, Geduld, Vertrauen. Dem Herrn die Wege bereiten und dann mit ihm gehen. Wir bemerken zunehmend, dass dies nicht schöne Worte bleiben dürfen. Die Kirche wird manchmal mit einem großen Tanker verglichen, der sich nur langsam bewegt und nur mühevoll die Richtung wechselt. Es steht wohl dringend eine Analyse dessen an, was uns so unbeweglich macht und lähmt, die Nachfolge konsequent zu gehen.

Ein dritter Perspektivenwechsel: Glaube wird zunehmend privat, Gott aber braucht Rufer in der Wüste.

Mission ist ein belastetes Wort. Viele Menschen verbinden damit Intoleranz und Gewalt. Die Alternative kann aber kaum darin bestehen, den Anspruch der Weitergabe des Glaubens ganz aufzugeben. Über Methoden kann man sich streiten, aber zuerst einmal muss der Wille und die Begeisterung da sein, den Glauben weitertragen zu wollen. Das ist wohl nicht mehr so selbstverständlich. Johannes scheint mir da ein unangenehmes Vorbild zu sein. Er verkauft ja nicht religiöse Zuckerrübe, sondern Schwarzbrot. Warum haben die Menschen auf ihn gehört, obwohl seine Worte hart waren? Sie kommen in Scharen, um sein Wort zu hören, und sie tragen die Konsequenzen, indem sie sich taufen lassen. Ich meine, das Rezept ist seine Glaubwürdigkeit! Er selbst erspart sich nichts. Er sitzt ja nicht in einem der Paläste der damaligen Welt, sondern er lebt in der Wüste, er verlässt selbst die Sicherheit der Stadt. Er fordert nichts, was er nicht selbst lebt. Die Menschen spüren auch eine große Unruhe, die in ihm steckt. Seine Frömmigkeit hat nichts Bequemes. Die Menschen erfahren an einem solchen Glaubenden, wie oberflächlich ihr eigener Glaube ist, wenn sie nur etwas Wohlgefühl und Geborgenheit suchen. In seiner Lebensweise wird deutlich, dass er selbst glaubt, dass er selbst Gott ernst nimmt. Unsere Welt braucht in erster Linie den glaubwürdigen Zeugen, der sich nicht mit ein bisschen Religion begnügt, der Gott wieder ernst nimmt. Gott braucht Menschen, die leben nach seinem Wort, die von ihm sprechen, deren Leben und Reden zusammenklingen.

Wenn wir uns heute fragen: Wie können wir den Glauben lebendig erhalten, dann können wir manchmal lesen: Die Gottesdienste müssen moderner sein, die Kirche muss die Sprache der Zeit sprechen, sie muss näher bei den Menschen sein, etc. Den anderen ist die Kirche zu modern. Im letzten geht es aber um äußere Formen, um methodische Fragen.

All das ist irgendwie auch richtig und wichtig. Aber ist das wirklich das eigentliche Problem? Johannes würde darüber vielleicht sogar in Zorn geraten. Er würde wahrscheinlich uns genauso den Kopf waschen wie

den Menschen damals: Haltet euch nicht damit auf, sondern macht mit dem Glauben an Gott ernst. Ein Gottesdienst kann noch so zeitgemäß sein, die Kirche kann so nahe bei den Menschen sein, wie sie will, wenn nicht in unserer Nähe spürbar wird, dass wir es mit Gott ernst meinen, ist alles andere vergeblich. Gott ist uns nicht so selbstverständlich, wie wir oft tun. Zuerst Gott und sein Reich suchen, dann kommt vieles andere von allein. Wir haben nicht weniger und nicht mehr zu tun, als den Menschen, die sich nach Gott sehnen, diesen Gott anzubieten. Rufer in der Wüste sollen alle sein, die den Mund aufmachen, Gottes Willen öffentlich machen.

Ein vierter Perspektivenwechsel: Nach mir kommt einer, der stärker ist. Auf ihn kommt es an, ich bin nur Vorläufer

Große Prediger und Propheten bis hin zu Papst Franziskus erinnern die Mächtigen immer wieder daran, dass menschliche Macht vergeht. Auch in der Kirche ist die Versuchung groß, sich für unentbehrlich zu halten. Gerade wenn man viel Zustimmung bekommt, muss sich auch ein Bischof sagen: Es geht nicht um dich. Das eindrücklichste Erlebnis bei der Priester- und Bischofsweihe ist der Augenblick, in dem der Kandidat auf dem Boden liegt und alle Kraft und allen Segen von Gott erbittet. Das muss in Fleisch und Blut übergehen, dass nach mir einer kommt, der stärker ist: Um Christus, um Gott und sein Reich geht es. Eines Tages werde ich gehen dürfen, Christus wird bleiben. Auch die Kirche kann sich an die erste Stelle setzen, die ihr nicht zukommt. Bei allem, was wir tun, muss die Frage leitend sein: Sind wir durchlässig auf Christus hin, oder verbauen wir nicht sogar den Blick auf ihn? Im Matthäusevangelium gibt es ein ernstes Mahnwort an die Jünger: Weh dem, der durch ein Ärgernis den Glauben eines der ihm Anvertrauten zerstört (vgl. Mt. 18,6).

„Bereitet dem Herrn den Weg!“ Vier Sichtweisen möchte ich einnehmen und verwirklichen:

- Nicht ich suche zuerst Gott, er sucht mich. In Jesus lädt er mich ein.
- Glaube ist nicht allein der feste Raum, sondern der Aufbruch.
- Glaube ist nicht allein das stille Hoffen, sondern das Rufen in der Wüste.
- Ich darf und muss mich zurücknehmen, auf Ihn kommt es an.

Steh auf und iss!

Predigt beim Abendlob am 1. Adventssonntag
im Dom zu Mainz (2. Dezember 2018)

„Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich.“ (1 Kön 19,7)

„Da stand Elija auf, ein Prophet wie Feuer, sein Wort brannte wie eine Fackel. (...) Wie wurdest du verherrlicht durch deine Wunder! Wer wird sich gleich dir rühmen können?“ (Sir 48,1,4) Noch Jahrhunderte später spricht man in Bewunderung und Staunen über den Propheten aus Tischbe in Gilead, der im 9. Jahrhundert vor Christi Geburt gewirkt hat. In der jüdischen Überlieferung gilt er als „Offenbarer jeder Art von Geheimnissen und Bote zwischen Himmel und Erde“¹. Auch im Neuen Testament gilt er als Nothelfer, seine erwartete Ankunft kündigt das Ende der Zeiten an. In Judentum und Christentum erfährt er über Jahrhunderte Verehrung und Bewunderung. Tatsächlich zeigen ihn die Geschichten aus seinem Leben im Ersten Buch der Könige als Wundertäter, der im Auftrag Gottes Unvorstellbares bewirkt.

Das Hauptthema seines Lebens ist der Ruf zur Abkehr von den Götzen, also den selbsternannten Göttern, den Naturgottheiten, dem Fruchtbarkeitskult des Baal, und die erforderliche Hinwendung zu dem einen Gott, der über allen Göttern steht. Seine Predigt wird begleitet von Machttaten. Auf sein Geheiß hin bleibt über lange Zeit der Regen aus. Wie ein Donnerschlag sind seine ersten überlieferten Worte: „So wahr der HERR, der Gott Israels, lebt, in dessen Dienst ich stehe: in diesen Tagen sollen weder Tau noch Regen fallen, es sei denn auf mein Wort hin.“ Tatsächlich bleibt der Regen aus, über das Land kommt eine schlimme Hungersnot, während Elija von Gott mit Hilfe der Raben Brot und Fleisch erhält und Wasser aus dem Bach trinken kann (1 Kön 17,1-7). In Sarepta begegnet er einer Witwe, die mit ihm das Essen teilt, und das sich beim Teilen vermehrt. Er kann ihren an einer schweren Krankheit verstorbenen Sohn vom Tod ins Leben zurückholen. Seine ärgsten Feinde sind König Ahab und dessen Frau Isebel, die den Götzenkult fördern und rücksichtslos die Armen im Lande unterdrücken und ausbeuten.

In einer dramatischen Szene auf dem Berg Karmel kommt es zu einer Entscheidung zwischen den Priestern des Baal und Elija. Das Volk muss

1 Günther Stemberger, LThK³ Bd. 3, 596.

sich entscheiden: „Wie lange noch schwankt ihr nach zwei Seiten? Wenn der HERR der wahre Gott ist, dann folgt ihm! Wenn aber Baal es ist, dann folgt diesem! Doch das Volk gab ihm keine Antwort“ (1 Kön 18,21). Sowohl die Baalspriester als auch Elija legen ein Brandopfer auf einen Altar, beide Parteien rufen ihren Gott an, der Feuer vom Himmel schleudern soll, das den Scheiterhaufen zum Brennen bringen soll. Die Baalspriester rufen, tanzen, singen bis zur Erschöpfung – es passiert nichts. Elija ruft einmal zum HERRN, und es kommt ein Feuer, das alles verzehrt. Elija lässt im Rausch des Erfolgs die Priester des Baal erschlagen.

Verweilen wir an dieser Stelle ein wenig. Für Elija und seine Botschaft läuft es gut. Er predigt, Gott unterstützt ihn, er brennt in Leidenschaft für diesen einen Gott, der ihn gepackt hat. Der Name Gottes ist Macht, Erfolg, Kraft, Feuer, Sieg. Ich stelle mir vor, dass Elija von einem inneren Feuer gepackt war, und ihn seine Erfahrungen mit diesem mächtigen Gott auf der Welle des Erfolgs mitreiten lassen. Er steht erfolgreich mit seiner Botschaft da, das Volk muss ihm folgen, schon aus Schrecken und Angst vor diesem unbesiegbaren Gott und seinem Propheten. Mit diesen Erfahrungen im Gepäck ist es leicht möglich, dem König und seiner Frau zu trotzen. Gott ist mit ihm, der Erfolg belegt das.

Doch die Geschichte geht weiter. Isebel, die Königin, erfährt vom Mord an den Baalspriestern. Sie droht Elija den Tod an und lässt ihn verfolgen. Elija flieht in die Wüste. Dort packt ihn eine schlimme Depression. Er wünscht sich den Tod: „Nun ist es genug, HERR. Nimm mein Leben.“ (1 Kön 19,4) Ein Engel rührt ihn an und gibt ihm Brot und Wasser. Er fordert ihn auf, zu essen und zu trinken und sich auf den Weg zu machen. „Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich“. Durch diese Speise gestärkt, wandert er 40 Tage durch die Wüste, bis er den Gottesberg Horeb erreicht. Dort macht er Gott bittere Vorwürfe, dass er es so weit hat kommen lassen, dass Elija flüchten musste. Elija vermisst den starken Gott des Feuers, der schlägt und siegt. Auf dem Horeb angekommen verbirgt er sich in einer Höhle. Er sucht Geborgenheit, Sicherheit, die Höhle erinnert ein wenig an den Schoß der Mutter. Neben die Erfahrung der Macht tritt nach der Verzweiflung die Erfahrung, ganz geborgen zu sein. Die Dichterin Hilde Domin greift dieses Bild auf: „Gott, geheimnisvolle Höhle, in der wir immer schon wohnten, und wussten es nicht.“ Tatsächlich erfährt Elija Gott als bergende Höhle, als Schutz, der immer mit ihm ist, besser gesagt, in dem er sich immer schon geborgen wissen durfte.

Bei dieser Erfahrung bleibt es nicht. Gott ruft ihn aus der Höhle heraus (1 Kön 19,11-13). Zuerst zieht ein Sturm vorbei, dann kam ein gewaltiges Erdbeben, danach ein Feuer. Und Elija begreift: Gott zeigt sich hier

weder im Sturm, noch im Feuer, noch im Erdbeben. Am Ende erfährt er Gott im „sanften, leisen Säuseln“.

Elija muss Gott in diesen vielen Erfahrungen kennenlernen, bevor er die Auseinandersetzung mit Ahab wieder aufnehmen kann: Gott als Macht und Sieg, Gott als der Ferne und Abwesende, der Dunkle und Unbegreifliche, Gott, der Nahrung gibt auf dem Weg durch die Wüste, Gott, die bergende Höhle, Gott, der sich im leisen Hauch zeigt, sanft, kaum zu spüren. In diesen starken Bildern zeigen sich Glaubenserfahrungen, die bis heute berühren. Was sie verbindet, ist die Tatsache, dass Gott für Elija immer das „Du“ war und geblieben ist, ein Gegenüber, das ihn gepackt hat und ihn über die Etappen seines Weges begleitet.

Gott mit Macht und Erfolg zu verbinden, ist hochproblematisch. Das Thema begleitet die Kirche seit ihren Anfängen. In den ersten Jahrhunderten werden Christen verfolgt und sind eine oft unterdrückte Minderheit. Liest man Predigten dieser Zeit, erinnern sich die betroffenen Gemeinden gerne an ihren leidenden und misshandelten Herrn, in dessen Nachfolge sie sich erfahren. Gerade die Machtlosigkeit sehen sie als Beleg für die Echtheit der Nachfolge. Das wendet sich, als sich die Kirche im 4. und 5. Jahrhundert mit der weltlichen Macht verbandelt. Die Zahl der Gläubigen wächst, nicht zuletzt auch durch politische Unterstützung. Christentum wird zur Weltreligion. Es gibt nicht wenige Prediger, die nun den äußeren Erfolg als Beweis der Macht Gottes beschreiben. Ähnlich wie Elija, der die Baalspriester erschlagen lässt, ziehen Christen im 4. Jahrhundert los und zerschlagen heidnische Tempel, etwa in Alexandrien. Plötzlich wird der politische Erfolg zum Gottesbeweis. Tatsächlich kann man die Geschichte des Christentums als Erfolgsgeschichte lesen. Man kann versucht sein, darin die Macht Gottes zu sehen, dessen Wahrheit sich eben durchsetzt. Und heute reden manche wieder von einem christlichen Abendland, das sich auch durch politische Machtkategorien auszeichnet. Wir werden uns wohl ähnlich wie Elija wundern. Gott lässt sich nicht durch menschliche Machtkategorien instrumentalisieren. Wir müssen neu lernen, dass Erfolg keiner der Namen Gottes ist. Wenn Menschen ihre Machtansprüche mit Gott begründen, wird es gefährlich. Das ist ein hochaktuelles Thema. Wir reden heute aus aktuellem Anlass über klerikalistische Verhaltensweisen. Wir spüren, dass jede Macht über andere Menschen mit scheinbarem göttlichem Anspruch hochproblematisch ist. Auch heute neigen wir dazu, göttlichen Einfluss mit statistischem Erfolg, mit Zahlen, politischem Einfluss und pastoralen Erfolgsmeldungen zu belegen.

Allerdings ist die Zeit vorbei, in der wir als Kirche auf der Welle des Erfolgs schwimmen. Die Reaktion des Elija kenne ich und kennen viele von uns. Wir setzen uns hin und sind verzweifelt. Die Erfolgslosigkeit,

die Wüstensituation muss man erst einmal akzeptieren. Wir sind Gottes Ruf gefolgt, wir haben uns in seinen Dienst gestellt, und dann bleiben die äußeren Erfolge aus. Die Zahlen gehen zurück, der Einfluss ist nicht wie erhofft, die Leute tun, was sie wollen, die Ressourcen werden weniger, und die Kirche wird angefragt und kritisiert wie wohl noch nie. In welcher Situation ist Gott dem Elija, ist Gott uns, seiner Kirche näher? Er ist immer dabei, doch er führt den Propheten auf einen Lernweg, dass der Erfolg nicht der einzige Ort seiner Gegenwart ist.

Gott stößt ihn an zum Weitergehen, und er gibt die notwendige Nahrung. Wir stehen im Bistum – wie in allen deutschen Diözesen auch – am Anfang eines pastoralen Weges. Nach einer langen Zeit scheinbarer Sicherheiten sehen wir, dass vieles nicht mehr tragfähig ist. Wir können uns wie Elija hinsetzen und uns bedauern. Helfen tut dies nicht, auch wenn es verständlich ist. Wir müssen weitergehen mit der Nahrung, die er uns gibt. Und die haben wir im Gepäck: sein Wort, seine Sakramente, seine Verheißungen und die Gemeinschaft der Glaubenden, in der er gegenwärtig bleibt. Wir werden den Weg nicht gehen können, wenn wir diese Nahrung nicht stärker zu schätzen lernen. Wir müssen wie Elija Gott selbst als Nahrung neu entdecken, das DU, die Leidenschaft für ihn. Worüber diskutieren wir? Über Strukturen, über Geld, über Gewohnheiten und vieles andere. Unsere Leidenschaft muss Gott selbst werden. Wenn wir ihn nicht zu unserem Thema machen, sind alle weiteren Debatten überflüssig. Geld und Gebäude, Gewohnheiten und menschliche Sicherheiten können nicht wichtiger sein als die Frage nach dem Gott, den wir zu bezeugen haben. Ich wünsche mir, dass uns das im Bistum gelingt, sonst unterscheiden wir uns nicht von den Götzendienern, gegen die Elija zu Felde gezogen ist.

Auf dem Weg brauchen wir die Höhle, die Erfahrung eines bergenden Gottes. Unser Weg darf nicht nur von Aktionen und Diskussionen geprägt sein, sondern es muss Glaubenserfahrungen geben, in denen wir uns diese bergende Nähe Gottes schenken lassen. Wir sollen einander stützen und tragen, bergen und behüten. Wenn uns aktuelle Fragen zwingen, über eine Kultur der Achtsamkeit nachzudenken, stellen wir die richtigen Fragen. Auf der Jugendsynode in Mainz, bei der ich mit 180 Jugendlichen diskutieren konnte, waren Gottesdienste, die solche bergenden und lebensnahen Erfahrungen ermöglichen, ein zentrales Thema – und das nicht nur für Jugendliche. Ich wünsche mir, dass wir Gottesdienste feiern, die uns eine ganz starke Erfahrung der Nähe Gottes schenken.

Gott begegnet Elija im leisen Hauch. Elija lernt, dass das Medium der Verkündigung nicht nur die Gerichtspredigt sein kann. Die Erfahrung des starken Gottes geht in die Erfahrung des leisen, stillen, wehrlosen

und liebenden Gottes über. Elija geht in den Alltag zurück, der im Einsatz für die Armen besteht. Ein weihnachtlicher Gedanke kündigt sich an. Gott, der Mensch wird, ist wie der leise Hauch, den man, wenn man nicht aufpasst, nicht bemerkt. Elija lernt die Liebe und den Dienst am Armen im Volke Gottes. Mit Elija werden wir in die Sendung zu den Menschen hineingenommen, besonders zu den Menschen, die im Dunkeln leben und auf den leisen Hauch der Berührung durch Gottes Liebe warten. Am Ende seines Wirkens zeigt sich Gottes Allmacht und Kraft in der Liebe. Die Frage, wozu Kirche heute da ist, beantwortet Elija damit deutlich. Es geht nicht um Einfluss und Macht als Zeichen der Gegenwart Gottes, sondern um die stille und ausdauernde Verwirklichung des Einsatzes für die Menschen im Namen Gottes – das ist unser Auftrag heute. Und dann kann ich akzeptieren, dass manches verloren geht, auch politischer Einfluss.

Eine große Bandbreite an Gottese Erfahrungen sehen wir im Leben des Propheten Elija: Macht, Verzweiflung, Geborgenheit, Stille, Liebe. In allen zeigt sich Gott als das liebende und leidenschaftliche „Du“. Ohne leidenschaftliche Antwort auf seinen Ruf geht es für uns nicht. Elija zeigt Wege, für Gott und seinen Anspruch einzustehen. Er bewegt und rüttelt auf – bis heute. Viele Götzen treten heute an Gottes Stelle, auch in der Kirche: Besitz, Macht, Gewohnheiten und vieles andere. Beten wir um die Erfahrung, dass Gott uns Nahrung gibt auf diesen Wegen in die Zukunft, denn ohne sie ist der Weg zu weit für uns.

Christus in der Kirche berühren

Predigt bei der Verleihung der Missio canonica
an Religionslehrerinnen und -lehrer im Dom zu Mainz
(9. November 2017 – Fest des Weihetags der Lateranbasilika)

Sie, verehrte Schwestern und Brüder, erhalten heute Ihre Urkunde, die Sie zur Lehre im Auftrag der Kirche berechtigt. Missio canonica – die Sendung im Auftrag der Kirche. Sie haben in Ihrem Theologiestudium und in der Lehrerausbildung die notwendigen Fachkenntnisse erworben, die Ihnen helfen, mit Schülerinnen und Schülern in ein Gespräch zu gehen über den Glauben, die Bibel, die Geschichte der Kirche. Daneben steht die kirchliche Sendung, Sie sind im Namen der Glaubensgemeinschaft unterwegs. Ich darf Sie heute senden.

Ich will Ihnen heute mitgeben, dass die Gemeinschaft der Glaubenden, die Kirche, in Ihrem Dienst eine Hilfe sein will. Im Alltag stellt sich dies vielleicht erst einmal anders dar. Schülerinnen und Schüler stellen Fragen, sie suchen nach Sinn und Orientierung, suchen die Antworten aber nicht in der Kirche – die meisten zumindest. Uns ist es oftmals nicht gelungen, den Reichtum der kirchlichen Erfahrung zu vermitteln. Vielleicht geht es auch Ihnen manchmal so: Sie sind begeistert vom Evangelium, Sie finden den Glauben an Gott hilfreich, aber die konkrete Kirche macht es Ihnen nicht immer einfach. Und nun stehen Sie vor einer Lerngruppe und in einem Kollegium und repräsentieren die Kirche. Das heutige Fest – der Weihetag der Lateranbasilika – ruft in Erinnerung, was Kirche ist.

Kirche ist auf Christus gegründet

In der Kirche gibt es viel Menschliches, aber im Wesentlichen soll sie Christus berührbar machen. Das II. Vatikanum nennt sie Sakrament. Das Wort klingt sehr abstrakt, aber es geht um etwas sehr Konkretes. Kirche soll Zeichen und Werkzeug für die Begegnung der Menschen mit Gott sein. In den Sakramenten soll gefeiert werden, dass Christus in seiner Kirche lebt und die Menschen berührt.

Ich lade Sie heute ein, die Beziehung zu Christus zu vertiefen. Das ist ein lebenslanger Weg, aber heute ergeht die Einladung neu. Die Kirche, die Sie sendet, ist ja kein Selbstzweck, sondern sie ist im Auftrag Jesu unterwegs. Für diesen Jesus kann ich, können Sie nur gehen, wenn Sie selbst in der Beziehung mit ihm leben. In der Kirche, in den Sakramenten, in der Gemeinschaft der Glaubenden, lebt Jesus, der Auferstandene.

Wir können nur etwas weitergeben, was in uns lebt. Und das ist keine Sache, keine Lehre in erster Linie, sondern eine Person. Schülerinnen und Schüler werden mit Ihnen viele Themen erarbeiten, sie werden mit Ihnen diskutieren und streiten, aber am Ende bleibt hängen, ob Sie für Jesus Christus brennen, für ihn unterwegs sind. Nehmen Sie bitte die Hilfen in Anspruch, die die Kirche auch im Bistum Mainz Ihnen hier bietet. Bleiben Sie in Kontakt mit Jesus Christus, seinen Sakramenten, seiner Kirche.

Kirche ist ein Haus aus lebendigen Steinen

Es ist nicht unerheblich, wie wir über die Kirche denken und sprechen. Wir bauen die Kirche mit. Sie ist kein Traditionsverein, der nur Altes überliefert. Überlieferung und Tradition leben in lebendigen Menschen. Ein wichtiger Bestandteil des Unterrichts wird die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift und den Quellen der Tradition sein. Das sind keine leblosen Texte. Es sind Zeugnisse eines lebendigen Glaubens. Menschen formulieren in den Texten, die wir heute noch lesen, ihre persönlichen Glaubenserfahrungen: Gott ist lebendig. Es hat sich in Jesus gezeigt, und er lebt auch heute noch. Er ist mir persönlich begegnet. Diese Zeugnisse sind so vielfältig. Die Bibel ist ein Buch aus vielen Büchern, kirchliche Texte spiegeln Leben wider, die vielen Heiligen der Geschichte zeigen, dass Gott im Menschen ein Gesicht bekommen möchte. Wir müssen heute zu lebendigen Zeuginnen und Zeugen werden, die zeigen, dass Gott auch heute lebt. Dabei müssen wir heute eine andere Sprache finden, neue Formen, ohne das Alte zu verwerfen. Aber wir sind Teil einer lebendigen Tradition. Immer neu müssen wir schauen, was zentral für unseren Glauben ist, und was sekundär ist. Kirche und Glaube müssen leben, gelebt werden. Heute laden wir Sie ein, Zeuginnen und Zeugen zu werden, in Tat und Wort. Es ist eine große Aufgabe, auch den jungen Menschen, Kindern und Jugendlichen zu vermitteln, dass die Kirche und die Welt sie brauchen. In der Begegnung mit dem Glauben anderer sollen sie lernen und erfahren, dass sie ihre Formen des Glaubens entdecken und leben dürfen.

Wir dürfen in der Gemeinschaft der Kirche suchen und tasten

Der tschechische Priester Tomas Halik hat ein Buch geschrieben mit dem Titel: „Gott los werden“ – Wie Glaube und Unglaube sich umarmen“¹. Sein Zugang besteht nun nicht in der Belehrung, in der Abgrenzung, sondern in dem Bewusstsein der Weggemeinschaft mit den Menschen, die suchen, aber Gott nicht finden. Auch Glaube ist ein Weg, den der

1 Zusammen mit Anselm Grün, Münsterschwarzach 2016.

Glaubende mit allen Höhen und Tiefen gehen muss. Und das in der Gemeinschaft der Kirche. Auch der Glaubende bleibt ein Sucher, angefochten vom Dunkel der Gottferne, so wie der sog. Atheist, wenn er nicht vorschnell abschließt, sich nicht zu schnell mit vordergründigen Antworten zufriedengibt. Halik wehrt sich gegen jede Religion des Habens: „Es existiert eine Religion, die danach strebt, den Glauben, religiöse Sicherheiten und sogar Gott zu besitzen, den Glauben zu haben. Eine andere Religion versucht, im Glauben zu sein.“ (S. 117)

Dieses Sein im Glauben schließt aber das Suchen, den Zweifel, das Ringen ein, das gegenüber dem Nichtglaubenden sehr bescheiden macht. Glaube will frei machen, in dem Sinne, dass jemand seine Verantwortung entdeckt und lebt. Diese Verantwortung wird in der Welt aber auch oft genug von denen gelebt, die auf der Suche nach Gott sind, und den Glauben noch nicht gefunden haben. Dennoch sind sie nahe beim Evangelium. Solche Weggemeinschaft zu leben, nennt Halik den Altar, auf dem wir Gott begegnen. Zu diesem Selbstverständnis eines Glaubenden gehört die Bescheidenheit des Bewusstseins, dass die Kirche nicht das Reich des Lichts, und die Welt nicht das Reich des Dunkels ist, sondern in der unübersichtlicher werdenden Welt Glaubende und Nichtglaubende auf einem gemeinsamen Weg sind, das zu suchen, was ihr Leben wirklich freier und liebevoller macht. Suchende sind Glaubende und Nichtglaubende auch auf vielen Feldern in einer Welt, die komplexer ist als eine Schwarz-weiß-Einteilung zulässt. So werden Sie sicher sehr oft eine Weggemeinschaft mit Ihren Schülerinnen und Schülern sein, zu Ihrem Dienst dürfen das Suchen und das Zweifeln gehören. In diesem Sinne sind Religionslehrerinnen und -lehrer selbst Schülerinnen und Schüler auf der Suche nach einer tragfähigen Wahrheit, die Gott ist.

In der Kirche einen Weg mit Christus gehen, seine Gemeinschaft suchen. Die Zeugnisse des Glaubens zum Sprechen bringen, und das in einem Glauben, der nicht besitzt, sondern der einen Weg geht, mit anderen. Ich wünsche Ihnen, dass dies gelingt. Ich wünsche Freude am Beruf, Freude an Gott, Freude an der Kirche, am Suchen und Fragen sowie Freude an den jungen Menschen, mit denen Sie gehen dürfen.

Kirche als Brunnen lebendigen Wassers

Predigt beim Pontifikalamt aus Anlass des 175. Weihetags der Kirche
Sankt Cyriakus in Klein-Welzheim (9. September 2018)

Die Menschen hier in Klein-Welzheim haben ihrer Kirche das Patrozinium des hl. Cyriakus gegeben. Das Leben dieses Heiligen ist weitgehend unbekannt, die Legende berichtet aber, dass er die Tochter des Kaisers vom Bösen befreit habe. Daher wird er oft mit einem an die Kette gelegten Teufel dargestellt. Er wird als einer der vierzehn Nothelfer verehrt, als Diakon und Märtyrer. Auch wenn man nur das von ihm wüsste, erinnerte er uns an die zentralen Aufgaben der Kirche heute: die würdige Feier der Liturgie, die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat, die aktive Nächstenliebe und das Bemühen, dem Guten zum Sieg zu verhelfen in einer oft vom Bösen gequälten Welt. In seinem Schreiben „Evangelii Gaudium“ hat Papst Franziskus viel über die Aufgaben unserer christlichen Gemeinden nachgedacht, und dort findet sich auch folgender Gedanke: „Die Pfarrei ist (...) ein Bereich des Hörens des Wortes Gottes, des Wachstums des christlichen Lebens, des Dialogs, der Verkündigung, der großzügigen Nächstenliebe, der Anbetung und der liturgischen Feier. Durch all ihre Aktivitäten ermutigt und formt die Pfarrei ihre Mitglieder, damit sie aktiv Handelnde in der Evangelisierung sind. Sie ist eine Gemeinde der Gemeinschaft, ein Heiligtum, wo die Durstigen zum Trinken kommen, um ihren Weg fortzusetzen, und ein Zentrum ständiger missionarischer Aussendung.“ (EG 28)

„Ein Heiligtum, wohin die Durstigen zum Trinken kommen“: die Kirche als Brunnen lebendigen Wassers. Das ist ein schönes Bild und eine Anfrage an unser Tun. Jesus hat einmal davon gesprochen, dass der Geist, der im Gläubigen lebendig ist, diesen Menschen wiederum zu einer Quelle macht, die Leben weitergibt (Joh 7,37-39). Die Gemeinde als Lebensort des Geistes, des überquellenden Lebens. Das Wasser des Lebens kommt nicht aus uns. Der Papst erinnert an das Wort Gottes, das in unseren Gemeinden lebendig sein soll. Dieses Wort soll uns beschäftigen, bewegen, erfüllen und motivieren. Die Sonntagspredigt und das Hören des Evangeliums einmal in der Woche genügt nicht. Wer hier lebt und sich zu Christus bekennt, müsste das Wort Gottes, wie es einmal von Maria gesagt ist, im Herzen erwägen, es müsste zu einer Art Lebensmelodie werden, die ihm durch Kopf und Herz geht. Die Sakramente der Kirche sind Quellorte, in denen uns Gott selbst mit seiner Liebe berührt.

Anbetung und Liturgie sind Geschenke, in denen Gott uns sein Wasser schenkt. Die Erfahrung von Gemeinschaft im Gebet und in der alltäglichen Nächstenliebe wird hoffentlich so in einer Gemeinde gelebt, dass sie als Kraftquelle erfahren werden kann.

Vor einigen Wochen waren wir noch mit den Ministranten in Rom und haben die Stadt erkundet bei oft mörderischer Hitze. Große Erleichterung verschafften dort die Quellen, die an vielen Orten der Stadt Wasser an die Durstigen verschenkten. Wenn das unseren Gemeinden gelingen könnte, so etwas für die durstigen Menschen heute im geistlichen Sinne zu sein: Orte des Aufatmens, des Verschenkens, der Erfrischung und des Ausruhens, dass Menschen in der Begegnung mit uns neues Leben erfahren. Die römischen Beobachtungen hat der Dichter Conrad Ferdinand Meyer in einem Gedicht über einen römischen Brunnen beschrieben:

*Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.*

Empfangen und weitergeben, was wir an Leben erfahren, das wäre eine Vision einer Gemeinde, wohin Menschen kommen können, weil sie Durst haben nach dem größeren Leben, wo sie Menschen treffen, die wie die Schalen des Brunnens weitergeben, was sie selbst erfüllt.

Es bleibt jedoch nicht bei der Sicht auf das Innenleben der Gemeinde und des einzelnen Gläubigen. Nächstenliebe, Dialog mit den Menschen, die Christus nicht kennen und eine Verkündigung sind sozusagen die Ströme, die aus dem Heiligtum fließen müssen. Das Wasser darf nicht im Heiligtum bleiben, und wir dürfen nicht warten, dass die Menschen zur Quelle kommen. Der Papst spricht von Evangelisierung. Dieses große Wort beschreibt den Wunsch, alle Lebensbereiche unserer Welt mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen, so dass das Böse, das Gleichgültige, das Menschenfeindliche keinen Raum mehr findet. Dafür steht der Diakon Cyriakus, der das Böse besiegt, der Menschen in der Not hilft, der das Evangelium nicht nur mit Worten verkündet, sondern lebt und anderen Menschen weiterschenkt. Der Papst ermutigt jeden und jede, die sich zu Christus bekennen, zu solchen Quellorten in der Welt zu werden. Das Wasser darf nicht im Heiligtum bleiben, vielmehr soll überall dort, wo glaubende Menschen leben und ihren Glauben bezeugen, die Welt zum Heiligtum, zum Ort der Gegenwart Gottes werden.

Das Ganze wird dort schwierig, wo selbst getaufte Menschen den Durst nach Gott nicht mehr verspüren. Umso wichtiger wird es werden, dass diejenigen, denen Gott am Herzen liegt, dem Geist Gottes Raum geben, der in ihnen zur Quelle wird. Umso wichtiger wird es werden, dass wir alle die Quellen des Wortes Gottes und der Sakramente neu als Lebensorte für uns wertschätzen lernen. Und dass wir dann das Wasser weitergeben, wie der römische Brunnen, Schale für Schale. Die Kirche im Ort muss mehr sein als ein Zeugnis vergangenen Glaubens. Das liegt nun in unserer, in Ihrer Verantwortung. Die Quellen Gottes jedenfalls sprudeln, jeden Tag, Tag und Nacht. Der hl. Cyriakus möge uns Wegbegleiter und Ansporn sein.

Kirche unterwegs auf Augenhöhe

Mit Jesus zu Fuß gehen

Predigt beim Pontifikalamt am Fest des heiligen Martin
im Dom zu Mainz (11. November 2018)

Martin hoch zu Ross, so werden in diesen Tagen an vielen Orten die Martinszüge die Szene aus dem Leben des Heiligen nachspielen, wie er als römischer Militär, reitend am Stadttor von Amiens den halben Mantel herabreicht. Martin hoch zu Ross, so stellen ihn zahlreiche Bilder der Kunstgeschichte dar, um seinen hohen Rang zu betonen. Hinter diesen Darstellungen steht die Absicht zu zeigen, dass er auch als hochrangiger Soldat den Blick für den Armen nicht verloren hatte.

Für unsere Kinder wäre es eine herbe Enttäuschung, würden wir den Heiligen in den Martinszügen seines Pferdes berauben. Als Vorbild für uns als Kirche steht es uns jedoch gut an, vom hohen Ross herunter zu steigen. Eine Kirche auf dem stolzen Ross reitend, sich zum Menschen herabneigend: wir ahnen, dass dies kein heilvolles Bild für uns als Kirche sein kann. Schon gar nicht als Kirche auf dem hohen Ross sitzend. Eine Kirche auf dem hohen Ross sitzend schaut auf den Menschen herab. Sie verurteilt, ohne sich dem einzelnen Menschen und seiner Situation zuzuwenden, wenn sie Gutes tut, tut sie dies möglicherweise mit dem Gestus der Herablassung. Nicht wenige haben die Kirche und ihre Vertreter so erlebt und erzählen von derartigen Erfahrungen. Es ist wohl kein Zufall, dass Jesus selbst zu Fuß geht, und die einzige Szene, die von einem Ritt erzählt, der Einzug in Jerusalem ausgerechnet auf einem Esel stattfindet, was ja eine provozierende Infragestellung der Vorstellungen über einen mächtigen und politischen Messias gewesen ist. Der Erlöser selbst reitet auf einem Esel, Symbol der Friedfertigkeit und der Demut. Oder er geht eben zu Fuß. Die vielen Begegnungen mit den Menschen auf den Straßen der Städte und Dörfer waren nur so möglich, dass Jesus sie anschauen kann und sie ihn, dass er ansprechbar ist, und er mit ihnen ins Gespräch kommt.

Meine große Sorge ist nicht nur die, dass wir von manchen Menschen immer noch als eine herablassende, belehrende und verurteilende Kirche gesehen werden. Vielmehr ist meine Sorge, dass auch wir einen Teil dazu beitragen, dass Begegnungen zwischen Menschen, dass Begegnungen zwischen Gott und Mensch immer seltener werden, weil wir weniger werden, weil wir mehr verwalten müssen als begegnen können, weil wir teilweise – auch von außen gezwungen – immer mehr Bürokratie wer-

den, dass Kirche zur Behörde wird, und im schlimmsten Fall Sakramente und Menschen verwaltet. Martin erinnert uns daran, auf die Straßen zu gehen und bei den Menschen zu bleiben. Kirche muss in den vielen Feldern Begegnungsort zwischen Menschen und zwischen Gott und Mensch bleiben. Tatsächlich ist in der Lebensbeschreibung des heiligen Martin nicht von einem Reittier die Rede und die früheren Martinsbilder zeigen den Heiligen ohne Pferd. Wer zu Fuß geht, dem wird eine ganz andere Form von Begegnung möglich, eine Begegnung, die den Menschen sieht, die diakonisch, dienend und menschenfreundlich ist, die dem Anderen nicht vermittelt, dass ich mich herunterbeuge, dass er vielmehr mein Partner ist, dass ich ihn verstehen lernen will.

Was bedeutet dies für kirchliche Vollzüge? Fangen wir mit der Verkündigung an. Wir haben eine großartige Botschaft, das Evangelium von der Liebe Gottes zum Menschen, die sich in Jesus Christus geoffenbart hat. Er bleibt in seiner Kirche lebendig. Eine diakonische Verkündigung bringt die Fragen und Themen der Menschen mit dem Evangelium ins Gespräch. Dazu muss der Verkündiger, sei es auf der Kanzel, in der Schulklasse, in der Katechese oder wo auch immer ein wirklicher Menschenfreund und Menschenkenner werden und sein. Wer in der Nachfolge Jesu unterwegs ist, muss Menschen gern haben. Ich bin fest davon überzeugt, dass in einer solchen Haltung auch die Forderungen des Evangeliums, die kirchlichen Ideale, die Gebote als Orientierungen und Wegweiser zum Leben erfahren werden können. Wenn ich aber verurteile, auch vor-verurteile, wenn ich bestimmte Menschen nur unter dem Verdikt der Sünde oder des Sünder-Seins sehe, sitze ich schon wieder auf dem hohen Ross und werde kaum als Werbeträger für die Frohe Botschaft unterwegs sein können. Mit Martin vom Ross heruntersteigen, mit Jesus selbst zu Fuß unterwegs sein: mir scheint dies eine hilfreiche kritische Anfrage an unsere Verkündigungsformen und -inhalte zu sein.

Auch die Liturgie, unser Beten und unser Gottesdienst tun gut daran, Begegnung zu ermöglichen und nicht nur Formeln oder Sakramente gültig zu verwalten. Begegnung soll ermöglicht werden mit der großen Welt Gottes, in die Menschen eintauchen können. Gottesdienst heißt ja in erster Linie, Gott heilsam am Menschen handeln zu lassen. Gott dient dem Menschen. Wir machen nicht Gottesdienst, wir treten hinein in Gottes Licht, in seine Liebe, er spricht, er schenkt uns seine Nähe in Christus, er macht uns groß und heil. Wir sollten uns um eine gute Qualität der Liturgie und des Gebets bemühen, wo diese Heiligkeit, diese andere lichtvolle Welt erfahren werden kann. Es gibt eine „Ars celebrandi“ – also eine Art, den Gottesdienst zu leiten, dass sich der Zelebrant als Hilfe versteht, Gott Raum geben zu können, und sich nicht selbst zum Zentrum des Geschehens macht. Liturgie und christliches Gebet

geben immer auch dem anderen Menschen Raum. Wenn wir immer wieder auch für andere beten, ist das hoffentlich keine leere Formel. Gute Fürbitte zu halten, heißt ja auch, die Themen und die Menschen wahrzunehmen und ihnen eine Stimme im Gebet zu geben. Auch in der Liturgie, die Gott und dem Menschen Raum gibt, steige ich vom Ross herab und mache Gott und den anderen groß.

Die Caritas, die praktizierte Nächstenliebe ist, sind wir einmal vom Ross gestiegen, keine herablassende Barmherzigkeitsgeste mehr. Ein Pfarrer hat in einer Kirche in einem Kindergottesdienst einmal eine große Schatztruhe präsentiert. Und er hat dann die Gottesdienstteilnehmer gefragt, was da wohl drin sei. Manche Antwort wurde gegeben. Schließlich löstete er das Rätsel. Er hatte ein Kind darin versteckt. Der Mensch ist der eigentliche Schatz, die eigentliche Ressource der Kirche. Besonders auch der kleine und schwache Mensch. Daran müssen wir uns als Kirche, besonders auch als Priester und Bischof, in dieser Zeit schmerzlich erinnern lassen. Um den Kleinen nicht zu übersehen, muss man wohl vom Ross herabsteigen und beginnen, auf den Straßen zu Fuß zu gehen, dort, wo diese Menschen sind. Viele Menschen tun dies, Gott sei Dank.

Möge es uns mit Gottes Hilfe gelingen, als Kirche auf den Straßen präsent zu sein, da, wo das Leben spielt. Nicht auf dem hohen Ross – zu Fuß, in den Spuren Jesu.

Braucht die Welt noch eine Kirche?

Predigt im Rahmen der Fastenpredigtreihe
 „Brauchen wir noch die Kirch(en)?“
 in der Kirche Sankt Nikolaus in Bad Vilbel (25. Februar 2018)

„Braucht die Welt noch eine Kirche? – Kirche als Volk Gottes“, so lautet das mir vorgegebene Thema dieser Fastenpredigt.

Braucht die Welt noch eine Kirche? – Da dürften sich die Ansichten eines Bischofs stark von denen mancher Zeitgenossen unterscheiden. Schaut man einmal in Kommentare im Internet: Sobald von katholischer Kirche die Rede ist, setzt bei manchem sofort ein Beißreflex ein. Kirche und Geld, Kirche und Ereignisse der Kirchengeschichte wie Hexenverfolgung etc., Kirche und Missbrauch, und viele andere Themen, werden zornig kommentiert. Viel Vertrauen ist verloren gegangen, viele sind zu Recht enttäuscht. Mancher aber sucht gezielt und findet Bestätigung für seine festen Vorurteile. Wenn ich als Bischof jetzt anfangen, die Nützlichkeit der Kirche zu preisen, bin ich natürlich leicht in Gefahr, mich in eine Selbstrechtfertigung zu begeben nach dem Motto: All das ist schlimm, aber Kirche ist doch wichtig, sie bietet Caritas und Bildung, sie hilft, Werte zu vermitteln, ohne die unsere Gesellschaft nicht lebensfähig ist usw. Viele Kritiker würden uns vorhalten, dass diese Angebote längst von anderen Anbietern geleistet werden. Dennoch darf man auch selbstbewusst sein. Ich möchte mir nicht vorstellen, wie die Welt aussähe, ohne 2000 Jahre gelebten Christentums in unserer Kirche: Die Werke der Nächstenliebe, die heute oft auch von anderen Stellen übernommen werden, hat vor 2000 Jahren die Kirche begonnen, niemand sonst. Dass soziale Haltungen gegenüber Armen, Kranken, Obdachlosen, Hilfsbedürftigen mittlerweile zu unserem Kulturgut gehören, ist das Verdienst praktizierender Christinnen und Christen, jedenfalls nicht Produkt einer gottlosen Geschichte. Haltungen der Barmherzigkeit, Versöhnung und die Idee, dass jeder Mensch Ebenbild Gottes ist, gehen auf die biblische Botschaft zurück. Die vielen kleinen und großen Heiligen haben unsere Welt geprägt, bis heute tun sie dies. Umso schmerzlicher natürlich, dass dieses Evangelium immer wieder auch nicht vorbildlich gelebt wurde.

Ich bin davon überzeugt, dass manche Kritik an der Kirche, sofern sie sich an Sachfragen orientiert, tatsächlich geholfen hat und hilft, sich als Kirche selbst die Frage einmal zu stellen: Was ist denn unser Auftrag heute? Die Skandale der letzten Zeit sind ein Beleg dafür, dass sich ein

Ungeist in der Kirche breit gemacht hat, der uns erschrecken sollte und zur Umkehr ruft. Vor einiger Zeit die Vorgänge in Limburg, jetzt in Eichstätt. Mit krimineller Energie haben dort Verantwortliche Geld veruntreut; in Freiburg steht die Erzdiözese davor, einen dreistelligen Millionenbetrag zurückzahlen zu müssen, weil über Jahre bestimmte Versicherungsabgaben nicht bezahlt wurden. In diesen Beispielen zeigt sich ein verbreitetes kirchliches Selbstverständnis, das weite Bereiche kirchlicher Arbeit prägte und noch prägt, gewiss nicht nur in den genannten Diözesen, und dessen Folgen uns nun beschäftigen. Man hat Kirche als ein geschlossenes System gesehen, „wir machen die Sachen unter uns aus“. Kontrolle fand oft nicht statt, oder sie fand unprofessionell statt. Geld wird dann verwaltet nach Gutsherrenart. Es sichert die eigene Welt, in der man sich sicher zu bewegen glaubte. Kirchliches Vermögen aber ist das Vermögen der Gläubigen, das der Kirche anvertraut ist, um ihre Aufgaben in der Welt für die Menschen leisten zu können. Uns Bischöfen ist drastisch klar geworden, dass es so nicht weitergehen kann. Geld dient, Besitz dient, Macht dient. Nicht mir, nicht unserem System, sondern unserem Auftrag. Dieses Umdenken gilt für das Bistum, und das muss heruntergebrochen werden auch auf die Gemeinden und andere kirchliche Orte. Braucht die Welt also noch eine Kirche? Im Moment ist es an uns, den Weg der Umkehr einzuschlagen.

Die Kirche muss nach ihrem Platz in der Welt und in der Gesellschaft fragen. Wenn ich Kirche als Gegen- oder Sonderwelt aufbaue, dann kommt es zu den Folgen der eben beschriebenen Haltung. Kirche verstand sich oft als „societas perfecta“, also als perfekte Gesellschaft. Was sie tut, was der Bischof tut, der Priester, der Pfarrer, wird dann schnell unangreifbar. Wenn ich ihn kritisiere oder hinterfrage, stelle ich ja möglicherweise den Willen Gottes infrage. Es ist eine gute Entwicklung, wenn sich Kirche, der Bischof, der Priester und jede und jeder Glaubende nicht der Gesellschaft gegenüber stellt und seine Eigenwelt bildet, sondern wenn wir uns mehr und mehr als Teil unserer Gesellschaft verstehen lernen und mitten in der Welt das Evangelium zu leben beginnen. Dann müssen wir uns auch an die Regeln und Gesetze dieser Welt halten, sofern sie nicht dem Evangelium widersprechen. Dann muss es auch Kritik geben und Kontrolle. Dann ist die Begegnung zwischen Kirche und Welt keine Einbahnstraße, sondern ein Austausch zweier Partner.

Papst Franziskus bringt in diesem Zusammenhang das biblische Bild vom Volk Gottes ein. Kirche ist Volk Gottes, jeder Einzelne ist ein Teil dieser Gemeinschaft. Bischof und Priester sind Teil dieses Volkes, sie haben leitende Funktionen, stehen aber nicht darüber. Jeder braucht den/die andere. Dieses Volk Gottes geht mitten durch diese Zeit, der Papst nennt es „ein Ferment Gottes“ (EG 114) inmitten der Menschheit. Christen

sollen Sauerteig sein und im Geist des Evangeliums den Geist der Gesellschaft prägen, bewegen, verwandeln. Da geht es um ganz alltägliche Verhaltensweisen, weniger um große Missionsstrategien. Wie rede ich über andere? Übernehme ich unkritisch jedes Urteil? Setze ich meine Meinung an erste Stelle? Und vielleicht lerne ich als Kirche dann von anderen etwas über menschliches Zusammenleben? Wir sind nicht in allen Fragen automatisch diejenigen, die alles besser können und wissen. Ferment zu sein ist Aufgabe jedes einzelnen Christen, jeder einzelnen Christin. Ferment sein, das geht in der Begegnung zwischen Menschen.

Der Papst hat die Hoffnung, dass wir glaubende Menschen Zeugen Jesu Christi sind, die Hoffnung in die Welt bringen, Antworten geben auf dringende Fragen, Menschen ermutigen, die keine Perspektive haben, Menschen in die Mitte holen, die sonst am Rande blieben. Das geht aber tatsächlich nur, wenn wir auf den Straßen der Welt zu Hause sind. Jeder getaufte Christ, jede getaufte Christin verfügt über Geistesgaben, die von Gott geschenkt sind, und die es zu leben gilt. Wie die Sonne ein Fenster, so braucht Gott jeden konkreten Menschen, der durchlässig ist für das Licht Gottes. Und diese Menschen gehören zu einer Gemeinschaft, dem Volk Gottes. Gott hat sie zusammengeführt. Gemeinschaft ist mehr als die Summe einzelner Individuen, die sich selbst genügen. Wir sind gerufen, gemeinsam in dieser Welt zu leben, dem Geist Gottes Raum zu geben, uns gegenseitig im Glauben und in der Liebe zu stärken.

Braucht es heute eine Kirche? Ja, ich glaube, dass die Welt die Kirche braucht. Nicht als *societas perfecta*, als perfekte Gesellschaft, unberührt von den Fragen und Themen der Zeit, sondern berührt von den Menschen und ihrer Welt, und wie der Papst sagt, manchmal auch verbeult und schmutzig. So hält die Kirche Gottes Gegenwart lebendig. Es wird sich zeigen, ob wir diese Wege auch dann gehen, wenn unsere Gewohnheiten und Sicherheiten hinterfragt werden und manches wegbriecht, was jetzt noch selbstverständlich zu sein scheint. Wir sollten neu die Freude entdecken, geliebt und berufen zu sein. Dazu ist Kirche da.

Zwischen Relativismus und Fundamentalismus

Predigt am 2. Weihnachtstag 2018 (Fest des heiligen Stephanus)
in Sankt Quintin in Mainz (26. Dezember 2018)

In Gesprächen berichten mir gerade in den vergangenen Monaten engagierte Katholiken, dass sie bei Angehörigen, Freunden und Kollegen Unverständnis und Ablehnung erfahren, wenn sie sich zu ihrem katholischen Glauben bekennen und sich darüber hinaus auch noch für die Kirche engagieren. Die Gründe für die zunehmende Ablehnung der Kirche sind sicher vielfältig, aber natürlich spielen auch die ans Licht getretenen Verbrechen der Verantwortlichen in der Kirche eine wesentliche Rolle. Allerdings lässt sich auch schon vor den Enthüllungen der Taten vor 2010 eine zunehmende Entfremdung breiter Teile unserer Gesellschaft von der Kirche feststellen. Für viele, die dann endgültig den Bruch mit der Kirche vollzogen haben, waren die Taten in der Kirche nur der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Vor einigen Tagen verstarb der katholische Philosoph Robert Spaemann, der sich in vielen Fragen von Kirche und Gesellschaft kritisch zu Wort meldete. Nicht alles muss man teilen, aber seine Anfragen sind nie völlig abwegig. Im Jahr 2009 beschäftigte er sich mit dem Phänomen unserer Gesellschaft und ihrer Vorstellung von Toleranz. Tolerant bedeutet laut Duden „Duldsam, nachsichtig, weitherzig“¹. Spaemann bemerkte damals dazu, dass er eine solche Weitherzigkeit gegenüber von der Mehrheit abweichenden Meinungen nicht feststellen könne. Und sicher müssen wir heute erleben, dass der Ton insgesamt rauer geworden ist. Auch die Duldsamkeit gegenüber christlichen und katholischen Positionen ist begrenzt. Spaemann spricht davon, dass auch unsere moderne Gesellschaft wieder verstärkt Exkommunikationen kenne. Vertrete jemand etwa, auch ohne verurteilend oder fanatisch aufzutreten, die katholische Position zum Lebensschutz Ungeborener oder Schwerkranker, finde er sich schnell in der Beurteilung als weltfremd und übergriffig wieder. Der Philosoph erkennt einen radikalen Relativismus, der jede endgültige Wahrheit, die alle Menschen binden kann, verneint.

Wer genau hinhört, hört Töne, die auch Papst Benedikt XVI. immer wieder angeschlagen hat. Wahr ist demnach das, was der einzelne Mensch als wahr empfindet. Und das kann bei jedem Menschen anders

1 Vgl. zum Folgenden Pro. Christliches Medienmagazin v. 17.2.2009 (www.pro-medienmagazin.de/gesellschaft/gesellschaft/2009/02/17, Abruf am 14.12.2018).

sein. Verbindlich ist dann, was die Mehrheit denkt und beschließt. Die Mehrheit bildet jedoch nicht zwangsläufig die Wahrheit ab. Und eine Sache oder Meinung erweist sich in der Gesellschaft auch nicht durch die Lautstärke als wahr, mit der bestimmte Meinungen vertreten werden. Als Kirche stehen wir aus gutem Grund für eine Position, die verbindliche Grundlagen vertritt.

Ob es heute tatsächlich in breiten Teilen der Bevölkerung einen derartigen radikalen Relativismus gibt, der nichts Verbindliches anerkennt, kann man fragen. Aber natürlich können wir wahrnehmen, dass viele bisherigen Sicherheiten und bisher selbstverständlich Anerkanntes zur Disposition stehen. Die Kirche setzt nun ein Menschenbild voraus, das bestimmte Grundrechte nicht zur Verfügung stellt. Das Lebensrecht Ungeborener und schwer kranker Menschen darf nicht gefährdet sein. Dabei wird die Kirche kleiner, sie muss ihre Position heute gut begründen, und sie wird einen Stil finden müssen, der ebenfalls Andersdenkende nicht exkommuniziert. Wirkliche Toleranz im Sinne von Duldsamkeit, Weitherzigkeit und Nachsicht muss auch die Kirche immer wieder lernen. Wir bewegen uns als Kirche hoffentlich zwischen einem Relativismus, der keine verbindlichen Hilfen anbieten will, und einem Fundamentalismus, der jeden Andersdenkenden niedermacht. Bei unserer Suche nach Wahrheit können wir die Erfahrung nicht ausschließen, dass wir auch von einer pluralen Gesellschaft lernen können. Vorausgesetzt ist die Suche nach einer Wahrheit, bei der wir als Christen den Glauben, unser Menschenbild und den großen Erfahrungsschatz der Tradition einbringen können. In unserer Gesellschaft stehen wir sicher heute vor der großen Aufgabe, Vielfalt zu leben, tolerant miteinander umzugehen und dennoch als Christen für eine Überzeugung zu stehen, auch dann, wenn sie nicht mehrheitsfähig ist.

Die Zeitgenossen des Stephanus staunen über seine Weisheit und den Geist, der aus seinen Worten und seiner Haltung spricht. Als es um den Glauben an Christus geht, sind sie mit ihrer Toleranz am Ende. Seine Situation ist mit unserer und der Situation vieler Christen in der Welt nicht vergleichbar. Aber er möge uns heute helfen, mit Weisheit auf diese Welt zu schauen, genau wahrzunehmen, gut zu begründen, was uns wichtig ist, mit weitem Herzen und Nachsicht, aber mit einer klaren Botschaft, der Botschaft von Gottes Liebe und der Würde des Menschen, der sein Ebenbild ist.

Eine Kirche des Teilens

Volk Gottes in priesterlichem Dienst

Predigt beim Pontifikalamt anlässlich der Sternwallfahrt
 „50 Jahre pastorale Räte im Bistum Mainz“
 im Dom zu Mainz am Pfingstmontag (21. Mai 2018)

„Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat.“ (1 Petr 2,9)

Wir feiern 50 Jahre pastorale Räte im Bistum Mainz und feiern damit 50 Jahre konkreter Verwirklichung des gemeinsamen Priestertums getaufter Christinnen und Christen in unserer Diözese. In der Taufe, so formuliert es das II. Vatikanische Konzil (LG 10), werden Menschen zu einem heiligen Priestertum „geweiht“. Taufe ist „Weihe“ zu einem priesterlichen Dienst in der Kirche, Sendung in die Welt und zu einem Leben in der Nachfolge Christi, des einen und einzigen Priesters.

Tatsächlich ist zunächst Christus selbst der einzige Priester, den die Heilige Schrift kennt. Der ursprüngliche Sinn des Priestertums war die Vermittlung zwischen Gott und den Menschen. Es gibt für uns keinen anderen als Jesus Christus, der die Verbindung zu Gott herstellt (1 Tim 2,5). Besonders der Hebräerbrief reflektiert dieses Priestertum Jesu Christi. Anders als alle Priester bringt Jesus sich selbst als Gabe dar, er gibt sich für den Menschen und für Gott hin. Diese Hingabe Jesu erfolgt nicht erst in seinem Leiden und Sterben. Sein gesamtes Leben ist Dienst, Hingabe, ein Suchen nach dem Willen den Vaters. Er hat nach Gott gerufen, ja geschrien, und so den Gehorsam gelernt. Sein Priestertum zeigt sich darin, dass er sein ganzes Leben in den Dienst Gottes für die Menschen gestellt hat. Als er am Abend vor seinem Leiden das Mahl mit seinen Jüngern feiert, stiftet er nach katholischer Überzeugung ein bleibendes Gedächtnis seiner priesterlichen Hingabe. Sein Priestertum vollzieht sich aber nicht nur im Gebet und in der Hingabe in der Liturgie. Er ist Priester, indem er sich hingibt in der Zuwendung zu den Menschen, in der Berührung der Kranken, der Sünder, der Ausgestoßenen. Er vermittelt ihnen die göttliche Liebe und zeigt ihnen, dass Gott ihnen nahe ist und sich an sie bindet, ohne je untreu werden zu können.

Göttliche Liebe bleibt im Leben Jesu nichts Abstraktes, sondern wird berührbar, erlebbar, erfahrbar. In der Taufe werden bis heute Menschen in diese Lebenshingabe Jesu hineingenommen. Sie werden verwandelt,

sie werden zu einem „anderen“ Christus geweiht. Jede und jeder Getaufte wird zu einem Priester, König und Propheten, wie es im Taufritus gesagt und gefeiert wird.

Die ganze Kirche ist Volk Gottes und in diesen priesterlichen Dienst gerufen. Wie Jesus auch sollen alle Getauften Priesterinnen und Priester sein im Lob Gottes, in der Verkündigung und in der tätigen Liebe, Priesterinnen und Priester in der Hingabe an Gott und die Menschen. Das ist der eigentliche Sinn christlichen Lebens, das Zentrum christlicher Berufung. Das Volk Gottes ist nicht Objekt, d.h. Empfänger der Pastoral, der Hirtensorge der Kirche, sondern Subjekt, d.h. Träger dieser Hirtensorge¹. Die getauften Menschen sind nicht Empfänger einer Dienstleistung, sondern selbst im Dienst dessen, der sie sendet. Jeder und jede trägt auf eigene Weise Verantwortung für den Auftrag der Kirche. Heute sind wir in der Situation, in der wir neu bedenken müssen, dass der priesterliche Dienst eines jeden Getauften kein Notnagel in der schwierigen kirchlichen Situation heute ist, sondern eine theologische Notwendigkeit aus unserem Selbstverständnis als Kirche in dieser Welt. Besonders der Apostel Paulus wird nicht müde, die Würde der christlichen Berufung durch die Taufe zu betonen. Wir alle sind Miterben Christi, seine Kinder, Töchter und Söhne. Bischof Kamphaus sagt es so: „Für Getaufte gibt es nur noch geschwisterliche Instanzen (vgl. Mt 23,9) ohne Autoritätshörigkeit, ohne Unterwürfigkeit und Ängstlichkeit. Gottes Geist stärkt uns den Rücken zum aufrechten Gang, in der Kirche und in der Welt. (...) Jeder ist auf seine Weise eine Offenbarung des Geistes: Frauen und Männer, Jugendliche und Erwachsene, Laien und Theologen.“²

Wenn uns die heutige Lage der Priester und Hauptamtlichen in der Kirche dazu nötigt, dies neu zu betonen, hat die Situation etwas Gutes. Auch wenn es genügend Priester gäbe, dürften wir das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen mit den entsprechenden Konsequenzen nicht wieder in den Untergrund drängen. Wir müssen heute in diesem Sinne neu über Sinn und Zweck kirchlicher Gremienarbeit nachdenken. Priesterliches Mitwirken der Getauften in Liturgie, Zeugnis und Caritas ist genau das, worauf es zunehmend ankommen wird. Das priesterliche Mitwirken darf sich jedoch nicht auf die Gremien in unseren Gemeinden beschränken. Zunehmend wird es schwieriger, Menschen für die Mitarbeit zu gewinnen. Die Gremien sind nicht das Parlament der Gemeinde, sondern Menschen, die sich verbindlich darum bemühen, andere an ihre priesterliche Berufung zu erinnern und sie zu einer eigenen Nachfolge zu ermutigen. Die Zukunft unserer Gemeinden und kirchlichen Orte

1 Vgl. Franz Kamphaus, Priester aus Passion, Freiburg i.Br., 88f.

2 Ebd. 89.

wird davon abhängen, inwieweit sich getaufte Menschen in den Dienst nehmen lassen, zu Zeuginnen und Zeugen Jesu Christi zu werden. Wenn Menschen in den Gremien heute ihre priesterliche Berufung leben, dann werden sie stärker als früher lernen müssen, dass es nicht darum gehen kann, hinter verschlossenen Türen binnenkirchliche oder gemeindliche Themen zu besprechen und es dabei zu belassen. Wenn Christus, der Priester, das Maß ist, werden die pastoralen Räte, welche Form sie auch immer haben werden, dazu dienen müssen, das zu unterstützen, was Christus vorgelebt hat: ein Leben in der persönlichen Nachfolge, die Zuwendung zu den suchenden und fragenden Menschen, das Hinterhergehen hinter denen, die der Kirche und Christus den Rücken kehren, die Suche nach denen, die Christus noch nicht kennen, das Gespräch mit allen, als deren Dienerin sich heute die Kirche verstehen muss, und in diesem Bemühen alle in der Gemeinde zu motivieren, sich an dieser Bewegung zu beteiligen. Wenn die Räte unseres Bistums wirklich pastorale Räte sind, gestalten sie aktiv die Hirtensorge Jesu mit, nehmen sie an der Hirtensorge teil.

Wer getauft und gefirmt ist, handelt in der Sendung Jesu Christi, nicht in der Sendung und Abhängigkeit vom Pfarrer. Nicht der Pfarrer beauftragt einen Menschen zum priesterlichen Dienst, sondern Christus in der Taufe. Und dennoch gibt es natürlich eine Zuordnung von geweihten Priestern und dem Priestertum durch die Taufe. „Das besondere Priestertum des Dienstes, das im Sakrament der Priesterweihe übertragen wird, existiert in der Kirche, damit das Volk Gottes als Ganzes seine priesterliche Berufung verwirklichen kann.“³ Der Amtspriester ist nicht heiliger oder Gott näher. Indem der Priester der Gemeinde gegenüber Christus darstellt, steht er für Christus, der bis heute die Menschen der Gemeinde in seinen Dienst ruft. Christus handelt auch heute in seinem Volk, dafür steht der geweihte Priester. In den Sakramenten, die er spendet, spricht er den Menschen verbindlich die bleibende Gegenwart des Auferstandenen zu. Er befähigt damit alle, ihren eignen priesterlichen Dienst zu leben. Überall dort, wo das Weiheamt und das gemeinsame Priestertum aller Getauften in eine Konkurrenz geraten oder gar in ein Verhältnis von Macht und Über- und Unterordnung, ist etwas gewaltig aus dem Lot geraten. Wenn Paulus die Kirche als Leib beschreibt, dann zeigt er auf die Verwiesenheit aller in diesem einen Leib.

50 Jahre Räte erinnert an den priesterlichen Dienst so vieler – und an diesem Tag danken wir den Menschen, die so viel bewirkt haben. Für die Zukunft müssen wir uns Christus und seinem Geist überlassen. Welche

3 Medard Kehl, Stephan Kessler, *Priesterlich werden. Anspruch für Priester und Laien*, Würzburg 2010, 17f.

Wege Kirche auch immer gehen wird, welche Formen die Zusammenarbeit auch immer annehmen wird: es wird dann ein guter Weg werden, wenn wir als gemeinsame Trägerinnen und Träger des Priestertums Christi unterwegs sein werden, ihn in dieser Welt gegenwärtig setzen und unseren gemeinsamen Dienst entdecken, den Dienst als Priester, Könige und Propheten, den Dienst im Lob Gottes, der Verkündigung und Nächstenliebe. Möge Gott unsere Zukunft segnen.

Eine Kirche des Teilens beginnt bei uns

Predigt beim Pontifikalamt zum Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria in der Seminarkirche, Bischöfliches Priesterseminar Mainz (Seminarfeierntag, 8. Dezember 2018)

„Wir brauchen keine frommen Jungs, wir brauchen Priester“. Im Jahr 2009 gab es eine Werbekampagne für den Priesterberuf, der mit diesem Slogan warb. Das Plakat zeigte einen netten jungen Mann, sportlich gekleidet und mit Fußball in der Hand, jemanden mitten aus dem Leben. Ich erinnere mich an die kontroversen Diskussionen; damals war ich noch in der Priesterausbildung in Bonn tätig. Was für Priester brauchen wir? Welche Theologinnen und Theologen brauchen wir heute? Und wie muss dann die Ausbildung aussehen? In der Bischofskonferenz beschäftigen wir uns mit dieser Frage, und natürlich ist dies auch immer wieder eine Frage für unsere Ausbildungsstätten und Fakultäten. Welche Qualitätskriterien formulieren und leben wir? Wie bilden wir für diese aus? Wie begleiten wir dann die Frauen und Männer, die in einem kirchlichen Beruf arbeiten? Nicht zuletzt die MHG-Studie zeigt uns die Dringlichkeit dieses Themas, und es wäre zu eng geführt, wenn wir hier nur Fragen für die zölibatär lebenden Priester sähen. Ich sehe keine Lösung darin, diese Qualitätssicherung vorwiegend in der Größe von Seminarkollegien zu definieren. So wie wir derzeit auf unserem pastoralen Weg sehen, dass wir zu einer neuen Logik von Pastoral und zu neuen Wegen der Katechese finden müssen, dass wir vor Fragen eines neuen Verständnisses von Leitung und Ausübung geistlicher Macht und Autorität stehen, so müssen wir auch in der Aus- und Weiterbildung unserer Priester, Diakone und der anderen Seelsorgeberufe darauf reagieren und innovative Ideen entwickeln.

Ich lade ein, auch diese Frage in den pastoralen Weg im Bistum Mainz einzubringen. So wie es keine zufriedenstellende Lösung ist, bei einer bestimmten pastoralen Logik zu bleiben, und aufgrund der Situation nur die Bereiche zu vergrößern, in den Grundhaltungen aber nichts zu verändern, kann es im Bereich von Studium, Aus- und Weiterbildung auch nicht allein um Zusammenlegung und Konzentration gehen. Eine Predigt ist nicht der Ort, dies im Detail zu diskutieren, aber ich möchte wenigstens einige Fenster öffnen.

Was ist die Aufgabe der Kirche heute? Wir brauchen Menschen, die sich mit wachen Sinnen dieser Frage und Diskussion aussetzen. Natürlich

sind die Wesensvollzüge kirchlichen Handelns klar markiert: Liturgie, Martyrie, Diakonie sind unverzichtbare Handlungsfelder, heute wie vor 2000 Jahren. Tatsächlich brauchen wir fromme Menschen. Gott und das Evangelium, die Sakramente der Kirche und das Gebet müssen einen festen Platz im Leben dieser Menschen haben. Wenn hier Glauben ein Beziehungsgeschehen, ein Weg, ist, dann brauchen wir Menschen, die ihren Glauben und damit Gott und das Evangelium nicht als Besitz betrachten, die vielmehr fähig sind zur Weiterentwicklung, zur Spurensuche, die neugierig fragen und suchen, die ihrem „unruhigen Herzen“ (Augustinus) folgen. Mit Gott ist man nie fertig.

Für die Ausbildung hieße das, die individuellen Wege gut zu begleiten und diese Begleitung nicht mit der Weihe oder der Sendungsfeier zu beenden. Wenn es stimmt, dass nicht wenige Menschen heute eine religiöse Sehnsucht in sich tragen, brauchen sie Wegbegleiterinnen und -begleiter, die einerseits Orientierung aus dem Glauben an Christus geben können, andererseits aber eine individuelle und persönliche Suche begleiten können, die nicht nur fertige Konzepte übertragen auf andere. Dafür braucht es ein echtes Interesse und eine Nähe zum Menschen. Ich kann mir niemanden im kirchlichen Dienst vorstellen, der nicht interessiert gesellschaftliche und politische Fragen verfolgt, und gleichzeitig mit echtem Interesse seinen Mitmenschen begegnet. Glaubensweitergabe ist Beziehungsarbeit. Glauben und Glaubensweitergabe sind ein Gemeinschaftsprojekt. Das Bild vom leitenden, alles auf sich beziehenden Einzelkämpfer an der Spitze einer Pfarrei oder einer pastoralen Einheit, funktioniert schon lange nicht mehr, auch wenn es in manchen Köpfen und in der Praxis noch leben mag.

Auf unserem pastoralen Weg habe ich das Motiv des „Teilens“ vorgeschlagen. „Leben teilen – Glauben teilen – Ressourcen teilen – Verantwortung teilen“ hat auch etwas mit unserer Lebens-, Leitungs- und Pastorkultur zu tun. Finden wir zu einem pastoralen Miteinander vor Ort, auch im Teilen des Lebens, des Glaubens, der Ressourcen und der Verantwortung unter den Priestern, Seelsorgern und Seelsorgerinnen? Fünfundzwanzig Jahre bin ich Priester und habe immer wieder auch traurig wahrgenommen, dass wir untereinander kaum über unseren persönlichen Glauben reden können oder wollen. Wie können wir es dann von unseren Gläubigen erwarten? Die Sprachfähigkeit in Glaubensfragen kann nicht nur ein formelhaftes Wissen über Inhalte des Glaubensbekenntnisses bedeuten, sondern beinhaltet mindestens auch die Ebene der persönlichen Erfahrung und des gläubigen Zugangs. Eine Kirche des Teilens beginnt bei uns, vom Bischof über die Priester und die Hauptamtlichen im kirchlichen Dienst.

Hier komme ich zum Thema der Kirchlichkeit. Was heißt es heute, kirchlich zu leben? Sicher gehört eine Loyalität zu Papst und Bischof und der kirchlichen Lehre dazu. Kirchlichkeit bedeutet zudem, die Charismen der Getauften und Gefirmten in den Gemeinden und den pastoralen Arbeitsfeldern ernst zu nehmen, und so Leben zu ermöglichen, den Geist nicht auszulöschen. Wer in den pastoralen Dienst geht, muss Vielfalt wollen, und ein wenig von der Unterscheidung der Geister verstehen, schließlich solche Unterscheidungsprozesse begleiten können. Kirchlichkeit meint, sich selbst als Glied am Leib Christi zu verstehen, das einen Dienst leistet für andere Menschen. Kirchlichkeit meint die in den letzten Wochen viel genannte „Kultur der Achtsamkeit“ gegenüber dem Bruder und der Schwester, besonders gegenüber den Kleinen und den Menschen, die gerne übersehen werden. Schließlich brauchen wir Theologinnen und Theologen, die Freude an den Fragen der wissenschaftlichen Forschung haben, und die fähig sind, auch die Erkenntnisse der Humanwissenschaften ins Gespräch zu holen. Es wäre fatal, wenn wir uns in einer theologischen Blase bewegten, in der uns nichts erreicht und nichts anfragt. Ich zitiere aus der Apostolischen Konstitution *Veritatis Gaudium* vom 27.12.2017:

„In der Tat steht heute als vordringlichste Aufgabe auf der Tagesordnung, dass das ganze Volk Gottes sich darauf vorbereitet, ‚mit Geist‘ eine neue Etappe der Evangelisierung zu beschreiten. Dies verlangt ‚einen entschiedenen Prozess der Unterscheidung, der Läuterung und der Reform‘ (...)Die kirchlichen Studien sind nämlich nicht nur dazu da, Orte und Programme qualifizierter Ausbildung für Priester, Personen des geweihten Lebens oder engagierte Laien anzubieten, sondern sie bilden eine Art günstiges kulturelles Laboratorium, in dem die Kirche jene performative Interpretation der Wirklichkeit ausübt, die dem Christusergebnis entspringt und sich aus den Gaben der Weisheit und der Wissenschaft speist, durch die der Heilige Geist in verschiedener Weise das ganze Volk Gottes bereichert: vom *sensus fidei fidelium* zum Lehramt der Hirten, vom Charisma der Propheten zu dem der Lehrer und der Theologen. Und das ist für eine Kirche ‚im Aufbruch‘ ein unverzichtbarer Wert! Das gilt umso mehr heute, da wir nicht nur eine Zeit des Wandels, sondern einen regelrechten Zeitenwandel erleben, der von einer umfassenden anthropologischen und sozio-ökologischen Krise gekennzeichnet ist, in der wir jeden Tag mehr ‚Symptome eines Bruchs [...] bemerken, aufgrund der großen Geschwindigkeit der Veränderungen und der Verschlechterung. (...) Das Problem ist, dass wir noch nicht über die Kultur verfügen, die es braucht, um dieser Krise entgegenzutreten. Es ist notwendig, leaderships zu bilden, die Wege aufzeigen.“

Der Papst sieht Theologinnen und Theologen als Menschen, die zu solchen Synthesen und damit zu einer Kulturbildung fähig sind, die Kirche und Gesellschaft weiterbringen. Das sind anspruchsvolle Aufgaben. Was heißt dies für eine Ausbildung und die Weiterbildung in unserer Diözese Mainz? Ich lade ein, diese Fragen und das Gespräch über sie in die Themen des pastoralen Weges einzubringen. Mit unserem Seminar, dem „Haus der Theologie“, haben wir ein gutes Instrument. Möge Gott die Arbeit und die Menschen segnen, die hier leben, studieren und arbeiten.

Glaube und Hoffnung teilen

Predigt beim Festgottesdienst zur 750-Jahrfeier von Rembrücken
in der Kirche Mariä Opferung (6. Mai 2018)

750 Jahre Rembrücken. Wir feiern – und schauen dankbar zurück auf eine Geschichte mit Höhen und Tiefen. Und natürlich ist dieses Fest heute auch Bitte um Gottes Segen für die Zukunft, von der wir alle nicht wissen, was sie bringen wird.

Das Gleichnis vom Sämann (Mt 13,1-9) ist ein guter Text, um sich in eine gesegnete Zukunft aufzumachen. Jesus erzählt von den Mühen eines Landwirts in Galiläa vor 2000 Jahren, der aussät. Ganz großzügig verteilt er das Saatgut, das er besitzt, er gibt, was er hat, und muss anschließend das Wachstum abwarten. Auf Sonne und Regen hat er keinen Einfluss. Es gibt dann gute und schlechte Jahre, guten und schlechten Boden, die Dornen, die alles ersticken, die Vögel, die die Saat wegfressen. Und doch wächst die Saat, und am Ende steht die Ernte, die Frucht. Für Jesus wird die Mühe des Sämanns ein Bild für die Wirklichkeit der Gegenwart Gottes in unserer Welt, ein Bild für die Herrschaft Gottes. Es ist kein Zufall, dass Jesus offenbar hauptsächlich in solchen Gleichnissen gesprochen hat. Beobachtungen aus dem Alltag, aus der Natur und im Verhalten des Menschen werden zu Hinweisen auf die Gegenwart Gottes. Oder anders gesagt: in den alltäglichen Geschichten zeigt sich, wie Gott handelt, immer wieder auch durch Menschen, die seine Gegenwart in dieser Welt verwirklichen. In vielen Gleichnissen Jesu ist davon die Rede, dass aus Kleinem etwas Großes wird. Dazu braucht es Geduld und Vertrauen.

In den 750 Jahren von Rembrücken werden sich zahlreiche Beispiele finden lassen, in denen Menschen etwas Kleines begonnen haben, dessen Ausgang sie nicht ahnen konnten. Am Anfang steht etwa eine Geschichte des Teilens. Der Landwirt Hartlieb Brunner und seine Frau geloben um die Mitte des 13. Jahrhundert, jährlich am Michaelstag einen Anteil ihrer Ernte den Zisterzienserinnen von Patershausen zukommen zu lassen. Sie zeigten ihre Dankbarkeit und ihren Glauben, indem sie anderen mitgaben, was sie besaßen. Sie wollten ihren Besitz nicht für sich behalten. Vermutlich taten sie dies auch aus dem Glauben heraus, einen „Lohn im Himmel“ dafür zu erhalten – eine im Mittelalter verbreitete Vorstellung. Das Gelübde wurde aktenkundig, Rembrücken wird 1268 in dieser Urkunde zum ersten Mal erwähnt. Am Anfang steht diese Geschichte des Teilens. Vor wenigen Wochen hat Papst Franziskus

ein Apostolisches Schreiben herausgegeben mit dem Titel: „Gaudete et exultate (Freut euch und jubelt) – über den Ruf zur Heiligkeit in der Welt von heute“. Es gelingt ihm, das große Wort der Heiligkeit in den Alltag zu übersetzen. Die Welt braucht Menschen, die heilig leben. Heilige sind Menschen, die Gottes Großzügigkeit und Großherzigkeit in diese Welt bringen – wie der Sämann, der sät ohne Ängstlichkeit. Der Papst nennt solche Menschen wie den Landwirt vor 750 Jahren und zahllose andere auch hier die „Heiligen von nebenan“. Es lohnt sich, den Papst selbst zu Wort kommen zu lassen: „Es gefällt mir, die Heiligkeit im geduldigen Volk Gottes zu sehen: in den Eltern, die ihre Kinder mit so viel Liebe erziehen, in den Männern und Frauen, die arbeiten, um das tägliche Brot nach Hause zu bringen, in den Kranken, in den älteren Ordensfrauen, die weiter lächeln. In der Beständigkeit eines täglichen Voranschreitens sehe ich die Heiligkeit der (...) Kirche. Oft ist das die Heiligkeit ‚von nebenan‘, derer, die in unserer Nähe wohnen und die ein Widerschein der Gegenwart Gottes sind.“ (GE 7)

750 Jahre Jubiläum eines Ortes erinnern an die vielfach gelebte alltägliche Großherzigkeit und Heiligkeit, die sich in Menschen gezeigt hat, die diesen Ort geprägt haben. Der Papst spricht im Sinne unseres Gleichnisses von der Geduld beim Säen. Es ist Kennzeichen der alltäglichen Heiligkeit, dass diejenigen, die aussäen, oft den Erfolg ihres Teilens nicht erleben, zumindest nicht kurzfristig. Oft ist Erfolg auch nicht messbar. Eltern, Erzieherinnen und Erzieher erleben keinen statistisch messbaren Erfolg. Sie brauchen Zeit, Geduld und Vertrauen. Sie haben nicht alles selbst in der Hand. Menschen, die sich um Kranke kümmern, müssen sich dann nach oft langer mühevoller Geschichte von ihnen trennen und sie abgeben. Viele solcher Erfahrungen geschehen alltäglich. Menschen geben etwas, sie geben sich selbst und tun dies ohne Hintergedanken, einfach aus alltäglicher Nächstenliebe, aus dem Bewusstsein, dass jetzt getan werden muss, was sie tun. Wir leben heute davon, dass Menschen früherer Generationen aus einer solchen Haltung gelebt haben.

Am Anfang steht eine Geschichte des Teilens. Ich erinnere an meinen Fastenhirtenbrief, in dem ich genau dies uns allen ans Herz gelegt habe. Wir werden die Zukunft gestalten müssen. Das klingt geradezu martialisches, nach Anpacken, nach Machen. Nicht selten geht es gar nicht um etwas so Großes. Es geht um das kleine Teilen des Lebens, der Gaben, von Zeit, von Aufmerksamkeit. Der Rückblick auf 750 Jahre schaut auf die Menschen vor uns und er soll eine Ermutigung sein, noch mehr Menschen des Teilens, der Aussaat des Guten zu werden oder zu bleiben. Dazu bedarf es der Geduld, der Nächstenliebe, des Gottvertrauens. Eine Stadt hat Zukunft, wenn es Menschen gibt, die zu solcher Heiligkeit „von nebenan“ den Mut haben. Dabei darf es nicht nur darum gehen,

die eigenen Kreise zu bedienen. Immer mehr wird es darum gehen, die Menschen in die Mitte zu holen, die am Rande sind: die Armen unserer Gesellschaft, die Fremden, die vielen, die in unserer Gesellschaft nicht mehr mitkommen.

Das Evangelium ist eine Geschichte der Gegenwart Gottes. Die Motivation des Teilens und des Zusammenlebens der Menschen vor uns war mehr als heute der Glaube und das Vertrauen auf Gott. Der Glaube war vielen Menschen eine starke Kraftquelle. Kürzlich habe ich ein Buch gelesen mit dem Titel: „Die verlorenen Welten“ (Artur E. Imhof, 1992). Es rekonstruiert die Lebensgeschichte einer hessischen Bauersfamilie im 16. und 17. Jahrhundert. Zum Alltag dieser Familie gehören immer wieder Hungersnöte und andere Katastrophen. Wie oft verfault die Ernte auf den Feldern, plündernde Soldaten vernichten regelmäßig die materielle Lebensgrundlage, die Angst vor der Pest ist allgegenwärtig, jedes zweite Kind überlebt die ersten Lebensjahre nicht. Stauend fragt der Historiker nach den Kraftquellen dieser Familie, die immer wieder neu angefangen hat. Und er weiß nur die eine Antwort zu geben: Der Himmel war allgegenwärtig, die Leute glaubten fest daran, dass es gut weitergeht. Diese Hoffnung, mehr noch, diese feste Überzeugung gab ihnen Kraft, weiter zu leben und immer wieder neu zu beginnen. Dieser Glaube wurde gefeiert in den Gottesdiensten, in denen sie die Speise des ewigen Lebens empfingen, in denen sie das Wort Gottes hörten, das ihnen die Augen öffnete für Gottes Lebenskraft.

Der Historiker nennt sein Buch „Die verlorenen Welten“. Tatsächlich ist uns diese Perspektive weitgehend verloren gegangen, damit aber auch für viele Menschen die Fähigkeit, über das Alltägliche, das Machbare und Planbare hinauszuschauen. Wie arm wird damit aber oft der Alltag, wie hoffnungslos jeder Schicksalsschlag. Die Kirche soll auch heute diese Perspektive offenhalten und Menschen Mut machen. Zur Aussaat heute wird es zunehmend wichtig werden, diesen Glauben und diese Hoffnung zu teilen, damit auch in den nächsten Jahrhunderten die große Perspektive auf Gott nicht verloren geht.

Mut zur Aussaat alltäglicher Liebe, Hoffnung, Geduld und Gottvertrauen. Diese lebensnotwendigen Haltungen wünsche ich Ihnen heute. So können wir in eine gute, gottgesegnete Zukunft gehen.

Freut euch und trinkt euch satt!

Fastenpredigt am 4. Sonntag in der Fastenzeit
im Dom zu Mainz (11. März 2018)

„Freut euch und trinkt euch satt an der Quelle göttlicher Hoffnung“ (Jes 66,11)

Wie so oft beim Lesen der Heiligen Schrift lohnt es, sich den Zusammenhang eines Satzes anzuschauen. Beim ersten Überlegen zu dieser Predigt hätte ich mich an dem Begriff der „Quelle“ aufgehalten, und selbstverständlich wäre dies ein reizvolles Predigtthema gewesen. Gott als Quelle von Freude, Hoffnung und Zukunft!

Lesen wir jedoch den Satz im Zusammenhang:

„Sollte ich den Schoß öffnen, und nicht gebären lassen?, spricht der Herr. Sollte ich, der gebären lässt, den Schoß verschließen?“ spricht dein Gott. Freut euch mit Jerusalem, und jauchzt in ihr alle, die ihr sie liebt! Jubelt mit ihr, alle, die ihr um sie trauert, auf dass ihr trinkt und satt werdet an der Brust ihrer Tröstungen, auf dass ihr schlürft und euch labt an der Brust ihrer Herrlichkeit. (...) Wie einen Mann, den seine Mutter tröstet, so tröste ich euch; in Jerusalem findet ihr Trost.“ (Jes 66,9–11,13; Einheitsübersetzung 2017)

Gott nimmt gegenüber seinem geschundenen Volk mütterliche Züge an. Er tröstet sein Volk, wie eine Mutter ihren weinenden Sohn in den Arm nimmt. Im neuen Jerusalem finden die Menschen die lebenspendende und nährnde Brust, so dass sie neue Hoffnung und neues Leben finden. Diese mütterlichen Züge des Gottes Israels werden an einzelnen Stellen in den Propheten und den Psalmen herausgestellt: „Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, ohne Erbarmen sein gegenüber ihrem leiblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihn vergisst: Ich vergesse dich nicht.“ (Jes 49,15) Oder im 11. Kapitel des Buches Hosea: „Als Israel jung war, gewann ich ihn lieb, ich rief meinen Sohn aus Ägypten. (...) Mit menschlichen Fesseln zog ich sie, mit Banden der Liebe. Ich war da für sie wie die, die den Säugling an ihre Wangen heben. Ich neigte mich ihm zu und gab ihm zu essen.“ (Hos 11,1.4) Im Psalm 131 bekennt der Beter: Vor Gott „habe ich zur Ruhe gebracht meine Seele. Wie ein gestilltes Kind bei seiner Mutter, wie das gestillte Kind, so ist meine Seele in mir.“ (Ps 131,2)

Es ist gut, dass neben den vielen Bildern von Gott auch diese mütterlichen Vorstellungen zu sprechen beginnen. Der Katechismus der Katholischen Kirche formuliert so: „Gott ist keineswegs nach dem Bild des Menschen. Er ist weder Mann noch Frau. Gott ist reiner Geist, in dem es keinen Geschlechtsunterschied geben kann. In den „Vollkommenheiten“ des Mannes und der Frau spiegelt sich jedoch etwas von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes wider: die Züge einer Mutter und diejenigen eines Vaters und Gatten.“ (KKK 370)

Diese mütterlichen Vollkommenheiten Gottes lohnen sich, genauer in den Blick genommen zu werden. Schaut man sich die oben angeführten Stellen näher an, fällt auf, dass sie in sehr schwierige Situationen hineingesprochen sind. Bei Jesaja ist es die Situation nach dem Babylonischen Exil, als es um den Aufbau eines neuen Jerusalem geht. Das Gottesvolk steht also in einer Situation, die gezeichnet ist von den schlimmen Erfahrungen des Krieges und der Verschleppung, der Unterdrückung und der Zukunftsängste. Nun aber keimt neue Hoffnung auf, auch wenn noch nicht klar erkennbar ist, wie die Zukunft aussehen wird. Eine Situation des Übergangs, in der man sich entscheiden muss: glauben und vertrauen wir dem Wort Gottes, oder ist die Erfahrung der scheinbaren Machtlosigkeit und Abwesenheit Gottes so groß, dass wir es dabei belassen und im Letzten nur noch auf uns selbst bauen? Der Prophet lädt zum Weg des Vertrauens ein.

Dabei hilft ihm der Blick auf den Gott, der sein kann wie eine Mutter. Die wichtigste Eigenschaft einer Mutter ist wohl die Liebe zum Kind.

- Gott ist die Liebe

Dass Gott ein liebender Gott ist, zieht sich wie ein roter Faden durch zahlreiche biblische Texte. Liebe hat dabei viele Facetten. Manchmal wird diese Liebe verglichen mit der Zuneigung zwischen Mann und Frau. Gott liebt sein Volk, wie sich ein Paar liebt, das sich gefunden hat, und nun einen gemeinsamen Lebensweg miteinander beginnt. Dabei steht nicht nur ein anfängliches Verliebtsein im Blick. Die Beziehung Gott/Mensch beinhaltet Untreue der Menschen und Neuanfang, Zeiten göttlichen Schweigens, Erinnerung an frühere bessere Zeiten, Hoffnung auf bessere Tage; sie beinhaltet bewusstes neues Entscheiden für die Fortsetzung der Partnerschaft von beiden Seiten, Eifersucht, das Setzen klarer Grenzen und die Forderung nach Änderung des Verhaltens, schließlich gegenseitiges Unverständnis wie auch unübertroffene Empathie; kurzum: sie beinhaltet den ganz normalen Alltag einer tiefen Beziehung, wie sie auch zwischen Menschen sein kann.

Die Liebe zwischen einer Mutter und ihrem Kind trägt andere Züge. Die Bibel geht von einer natürlichen Liebe der Mutter zu ihrem Kind aus. Diese Hingabe der Mutter geht bis zur Selbstaufgabe. Heinrich von Kleist beschreibt in einer Anekdote unter dem Titel „Mutterliebe“, wie eine Mutter sich einem gefährlichen Hund entgegenstellt, der ihre Kinder angegriffen hat und dabei selbst das Leben verliert. „Mütter tun Dinge, die kein normaler Mensch machen würde“, definiert eine alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern ihre Rolle. Was alles dazu gehört, wissen Mütter besser als ein predigender Bischof. In einem Artikel heißt es dazu:

„Mutterliebe ist eine weise Art von Liebe und mehr als bloßes Verliebtsein. Liebe ist eine Konsequenz unserer sozialen Natur. Mutterliebe muss so stark sein, um das Kind am Leben zu halten. Kleine Kinder brauchen nicht nur komplexe Pflege, um zu überleben, sondern auch viel Zuwendung, damit ihr Gehirn sich korrekt entwickelt. Dazu gehören Berührungen, Nähe und angemessene emotionale und intellektuelle Reaktionen und Anregungen von ihren Bezugspersonen.

Um diesen Bedürfnissen gerecht zu werden, ist emotionale und soziale Intelligenz gefragt. Mütter müssen Gefühle erkennen und gut auf sie reagieren können, immer im Blick haben, was gerade um sie und das Kind herum passiert, vorhersehen, was das Kind als nächstes braucht und sorgfältig vorausplanen.“¹

Das sind Vergleichspunkte zur mütterlichen Liebe des Gottes Israels. Gottes Liebe übersteigt jedes rationale Maß. Er würde alles tun, um seinem Kind zum Leben zu verhelfen, es zu beschützen, zu pflegen und zu hüten. Die Liebe bleibt nicht fern. Er berührt seine Menschen, er ist ihnen mit seinem ganzen Herzen nahe. Zudem schaut er stolz zu, wie die Menschen groß, erwachsen und frei werden, er freut sich über ihre Erfolge, er leidet mit, wo es ihnen schwer ist. Er fühlt sich in unsere Freuden und Sorgen ein. Er heilt uns, wenn wir verletzt sind, er ermutigt uns, wenn wir mutlos werden. Solche Bilder von Gott entstehen ja nicht am Schreibtisch, sie sind Ergebnis einer tiefen Erfahrung glaubender Menschen. In einer Krisensituation leben glaubende Menschen ihre Überzeugung, dass Gott so für sie da ist wie eine Mutter für ihr Kind. Bei allen Fragen, wie es denn in ihrem Leben weitergehen wird, steht die Überzeugung im Vordergrund, dass es mit diesem Gott eine Zukunft geben wird. Diese Überzeugung geben uns die Menschen aus der Zeit des Propheten mit in unsere Welt, in unsere Themen in Kirche und Gesellschaft. Aber auch in unsere persönlichen Veränderungen und Sorgen: mit der mütterlichen Liebe Gottes geht es weiter!

1 www.dasgehirn.info (Abruf 4.3.2018).

- Gott ernährt uns

Das Bild von der nährenden Brust führt das Bild der mütterlichen Liebe Gottes weiter. In der Muttermilch erhält der Säugling alle Nährstoffe, die er braucht und die ihm helfen, Widerstandskräfte auszubilden. Die göttliche Nahrung für den Menschen ist sehr vielfältig. Der Mensch, der sich als Kind Gottes erfährt, nimmt die irdische Nahrung als Geschenk Gottes an: „Du tränkst die Berge aus deinen Kammern, aus deinen Wolken wird die Erde satt. Du lässt Gras wachsen für das Vieh, auch Pflanzen für den Menschen, die er anbaut, damit er Brot gewinnt von der Erde und Wein, der das Herz des Menschen erfreut, damit sein Gesicht von Öl erglänzt und Brot das Menschenherz stärkt.“ (Ps 104,13–15) Gott schenkt die Nahrung als Zeichen seiner Liebe und Sorge. Selbst wenn uns die Vorstellung eines Regen spendenden Gottes archaisch erscheint, ist der Gedanke, dass Nahrung Geschenk ist, das wir nicht nur machen, wieder sehr modern. Der Mensch ist Teil einer Schöpfung, die aus Liebe geschaffen ist. Aus diesem Bewusstsein ergibt sich eine Liebe zur ganzen Schöpfung und eine Verantwortung des Menschen für den Erhalt der Geschenke Gottes für alle. Papst Franziskus formuliert es in seiner Umweltenzyklika *Laudato si'* so:

„Heute sind wir uns unter Gläubigen und Nichtgläubigen darüber einig, dass die Erde im Wesentlichen ein gemeinsames Erbe ist, dessen Früchte allen zugutekommen müssen. Für die Gläubigen verwandelt sich das in eine Frage der Treue gegenüber dem Schöpfer, denn Gott hat die Welt für alle erschaffen. Folglich muss der gesamte ökologische Ansatz eine soziale Perspektive einbeziehen, welche die Grundrechte derer berücksichtigt, die am meisten übergangen werden. (...) Gott hat die Erde dem ganzen Menschengeschlecht geschenkt, *ohne jemanden auszuschließen oder zu bevorzugen*, auf dass sie alle seine Mitglieder ernähre. (...) Der Reiche und der Arme besitzen die gleiche Würde, denn ‚der Herr hat sie alle erschaffen‘ (Spr 22,2), ‚er hat Klein und Groß erschaffen‘ (Weish 6,7) und ‚lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten‘ (Mt 5,45).“ (*Laudato si'*, S. 93f.)

Die Sorge Gottes zeigt sich in der Zuteilung der leiblichen Nahrung, die Haltung des Menschen ist Dankbarkeit und Verantwortung für den Bruder und die Schwester. Neben der leiblichen Nahrung schenkt Gott aber alles, was der Mensch für ein Leben mit Sinn und Orientierung braucht. In der Berufungsvision des Propheten Ezechiel muss er die Buchrolle mit Gottes Wort essen: Fülle dein Inneres mit dieser Rolle (Ez 3,3). Der Prophet Jeremia spricht in einem Gebet: „Fand ich Worte von dir, so verschlang ich sie. Dein Wort wurde mir zum Glück.“ (Jer 15,16) Auch die Psalmen sprechen vom Wort Gottes als Nahrung für das Leben. Im Christlichen, besonders im Katholischen, wird der Gedanke

der Nahrung im Sakrament noch konkreter. Im Zeichen des Brotes und des Weines gibt sich Gottes Sohn zur Speise, die den Menschen durch das irdische ins ewige Leben begleitet.

Die mütterliche Sorge Gottes reicht weit im Leben der Menschen. Der Mensch kommt aus dem Schöpferwillen Gottes, aus seinem Mutter-schoß. Er wird genährt, materiell und geistlich. Das Leben hängt an der Fürsorge Gottes. Schließlich erstreckt sich die Liebe Gottes über den leiblichen Tod hinaus. Gott selbst wird zur lebensspendenden Nahrung für den Menschen.

In der damaligen Situation des Propheten und seines Volkes braucht es Orientierung, die nicht von außen kommt, sondern die dem Menschen in Fleisch und Blut übergeht. Wenn wir heute nach Wegen in die Zukunft suchen, dann führt uns der Gedanke weiter, Gottes Gegenwart ganz in uns aufzunehmen, sein Wort wirklich zu verdauen, dass es uns ganz ergreifen und verwandeln kann. In einer Welt, die Freiheit zu Recht hoch schätzt, braucht es Orientierung, damit Freiheit nicht zu Willkür führt.

- Der Mensch lebt vom Mitgefühl Gottes

Gott wird immer wieder von heftigen Gefühlswallungen heimgesucht². Einige dieser Gefühle werden mit mütterlichen Eigenschaften verbunden. Angesichts des Verhaltens und der Situation des Gottesvolkes ringen unterschiedliche Emotionen in Gott. Zorn, Gerechtigkeit stehen gegen Barmherzigkeit, Verständnis und Mitleid. Während die für die Bibel eher männlichen Eigenschaften wie Gerechtigkeit für den Abbruch der Beziehungen zum Menschen sprechen, sprechen die mütterlichen Eigenschaften für den Erhalt der Beziehung. Das Mitleid und Erbarmen ist am Ende stärker als die Vergeltung. Tatsächlich hat das Erbarmen in der hebräischen Sprache einen mütterlichen Bezug. Erbarmen, sich erbarmen, Mitgefühl und Mitleid gehen auf die gleiche Sprachwurzel zurück. In den hebräischen Wörtern steckt die Wurzel „Mutterschoß“. Im Mitleid regt sich sozusagen Gottes mütterliche Beziehung zum Menschen, der aus ihm gekommen ist. Im Mitleid steckt das Wort Mutterliebe, zu deren Gunsten Gott bereit ist, auf Gerechtigkeit zu verzichten. Der Papst sagte 2016 in einer Generalaudienz: „Der Herr ist barmherzig: dieses Wort weckt eine Haltung der Zärtlichkeit wie jene einer Mutter im Umgang mit ihren Kindern. Tatsächlich lässt das in der Bibel benutzte hebräische Wort an die Eingeweide oder an den mütterlichen Schoß denken. Deshalb ist das Bild, das die Bibel nahelegt,

² Vgl. Silvia Schroer, Thomas Staubli, Die Körpersymbolik der Bibel, Darmstadt 1998, 86-89.

jenes eines Gottes, der sich anrühren lässt und mit uns Mitleid bekommt wie eine Mutter, wenn sie ihr Kind in den Arm nimmt und es einfach nur lieben, schützen und ihm helfen will; sie ist bereit, alles zu geben, auch sich selbst. Eine Liebe also, die man als im guten Sinn bis in die Eingeweide gehend nennen kann.“³

Weil Gott so ist, kann er mit den Menschen mitempfinden, mitfühlen. Er versteht den Menschen bis in den tiefsten Winkel seines Herzens. Von einem solchen Gott erwartet und erhofft sich der Mensch Trost, Heilung, Zuwendung und Verständnis. Ich stelle mir die Situation des Propheten vor. In einem Übergang, wo alles Tragende zerstört ist und Neues noch im Werden, vertraut er sich und sein Volk einem Gott an, der nicht mehr zuschlägt und straft, sondern versteht, heilt und tröstet. Mancher mag das Bild meditiert haben, wie er auf dem Schoß der Mutter sitzt und dort lachen, weinen, klagen und sich freuen kann. Wer so glaubt und betet, wird verändert. Von einer solchen Erfahrung spricht der Prophet.

- Gott ist die Liebe, Gott ernährt uns, Gott ist voll Erbarmen und Trost

Ich halte diese Gedanken und Glaubenserfahrungen für eine starke Motivation für mein Leben und das Leben der Kirche heute. Gott ist derselbe, gestern, heute, und er wird es in Zukunft sein. Auch wir stehen heute in einer Schwellensituation: Altes zerbricht, Neues wird, aber wo geht es hin? Einfache Antworten gibt es nicht. Aber ohne einen Gott, der liebt, der Nahrung gibt, der tröstet und ermutigt, der vergibt und mitgeht, sollten wir es gar nicht erst versuchen. Wenn es ihn aber gibt, diesen Gott, dann gibt es Zukunft. „Freut euch und trinkt euch satt an der Quelle göttlicher Hoffnung“: das wünsche ich unserer Kirche, unserer Zeit, aber auch jedem einzelnen Menschen, der nach Leben in Fülle sucht.

3 <https://www.erzdioezese-wien.at/site/nachrichtenmagazin/schwerpunkt/papst-franziskus/article/47986.html> (Abruf 4.3.2018).

„Möge es uns mit Gottes Hilfe gelingen, als Kirche auf den Straßen präsent zu sein, da, wo das Leben spielt. Nicht auf dem hohen Ross – zu Fuß, in den Spuren Jesu.“

19 Predigten aus den ersten beiden Amtsjahren von Peter Kohlgraf als Bischof von Mainz geben wichtige Impulse für den Weg der Erneuerung, auf den sich die Ortskirche begeben hat, und markieren Orientierungspunkte seines Denkens.



Mainzer Perspektiven:
Wort des Bischofs 7
ISSN 0947-6911
ISBN 978-3-934450-73-8

